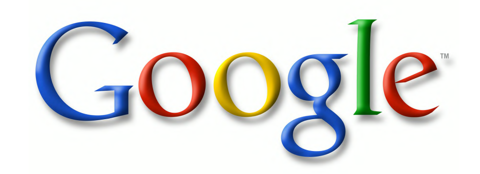
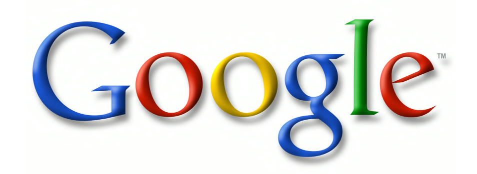
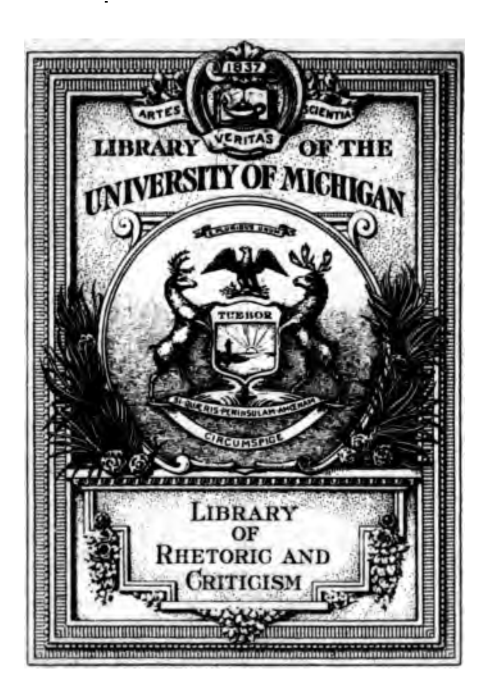




W. Wundt * * * *

Sprachgeschichte und Sprachpsychologie


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
LIBRARY
OF
RHETORIC AND
CRITICISM



SPRACHGESCHICHTE

UND

SPRACHPSYCHOLOGIE

MIT RÜCKSICHT AUF B. DELBRÜCKS

„GRUNDFRAGEN DER SPRACHFORSCHUNG“

VON

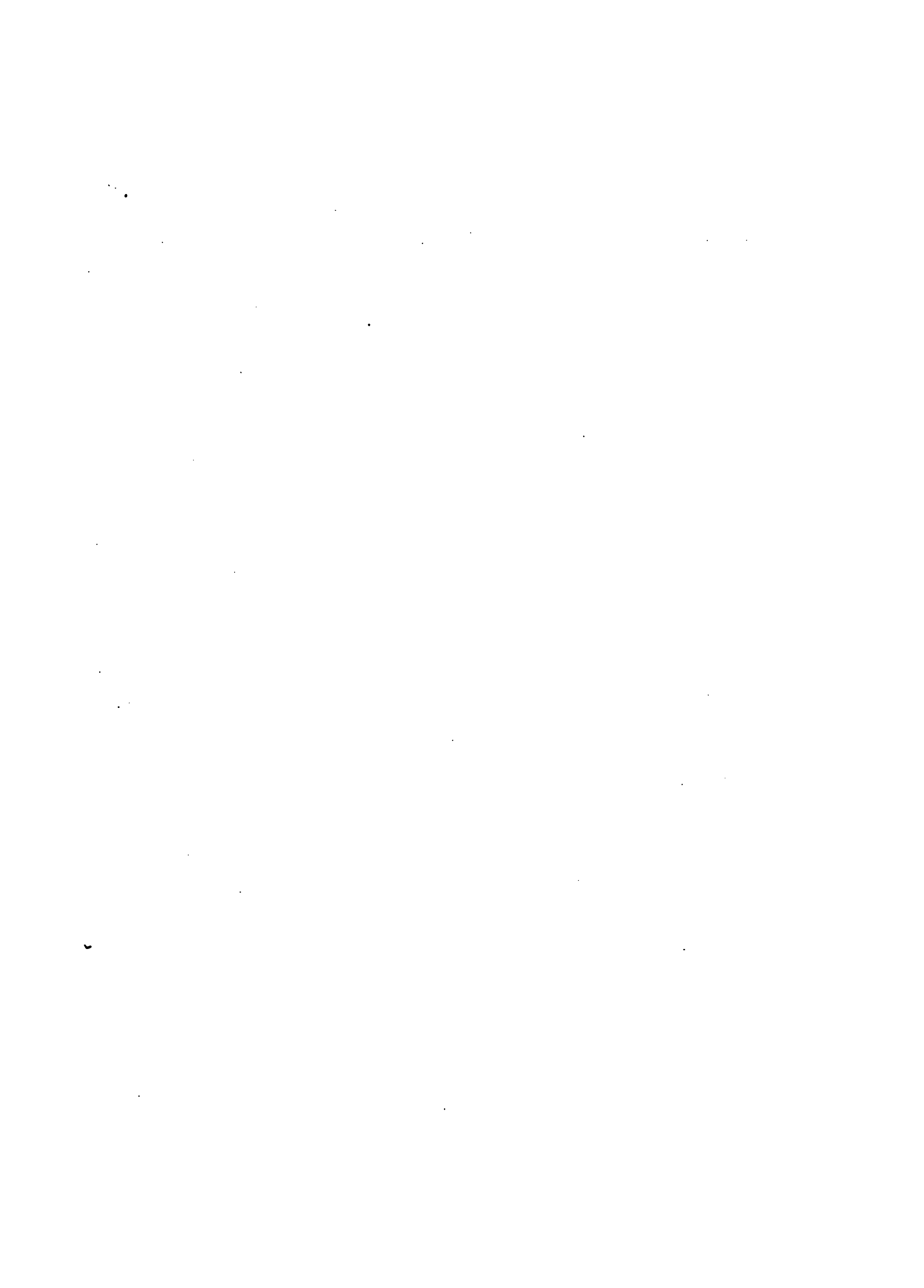
WILHELM WUNDT

LEIPZIG

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN

1901

Inhaltsübersicht.



I.

Als vor nunmehr fünfzig Jahren H. Steinthal seine Schrift »Grammatik, Logik und Psychologie« veröffentlichte, bezeichneten die drei Begriffe, die in diesem Titel vereinigt waren, vollkommen zutreffend die Standpunkte, die sich zu jener Zeit hauptsächlich in der Behandlung der Probleme der Sprache geltend machten. Indem hier an die Stelle der Philosophie, die sich bis dahin mit der Grammatik und Logik in die Betrachtung der Sprache getheilt hatte, zum ersten Mal die Psychologie getreten war, besaß die Schrift Steinthals die Bedeutung eines Zukunftsprogramms, um dessen Verwirklichung er selbst und die ihm folgenden Sprachforscher und Psychologen sich unleugbar hohe Verdienste erworben haben. Die Grammatik dagegen, die von ihm der Psychologie gegenübergestellt wurde, war selbst schon aus dem Stadium der alten normativen in das der historischen Grammatik übergetreten; und jener von der ersteren geübten Subsumtion der sprachlichen Erscheinungen unter logische Normen, die Steinthal in seiner Schrift vom psychologischen Standpunkte aus bekämpfte, war zu der gleichen Zeit bereits eine mächtigere Gegnerin in der historischen Sprachwissenschaft erstanden.

Heute, nachdem die geschichtliche Behandlung der Sprache und die aus ihr geborene historische Grammatik zur unbestrittenen Herrschaft gelangt ist, würde eine Beleuchtung der

Beziehungen der Grammatik zur Logik und Psychologie, wie sie Steinthal versuchte, kaum mehr der Situation angemessen sein. Dafür nimmt ein anderes Verhältniss, das damals nicht oder mindestens nicht in der heutigen Form existirte, gegenwärtig wohl ein actuelles Interesse in Anspruch: dies ist das Verhältniss der Sprachgeschichte zur Sprachpsychologie. Dass die geschichtliche und die psychologische Erforschung der Sprache verschiedene Aufgaben verfolgen, während sie doch beide auf einander angewiesen sind, die Psychologie auf die ihr durch die Sprachgeschichte überlieferten Thatsachen, die Sprachgeschichte auf die psychologische Interpretation, das hat schon Steinthal eingesehen, und in diesem auf beiden Seiten bestehenden Bedürfnisse nach Ergänzung liegt wohl mehr als in den einzelnen psychologischen Anschauungen, denen er sich zuwandte, der Grund des Erfolges seiner Bestrebungen, eines Erfolges, der in der Thatsache, dass nicht Psychologen, sondern Sprachforscher, wie neben Steinthal H. Paul und F. Misteli, die Hauptvertreter der neuen Richtung wurden, sowie in dem großen Einflusse, den namentlich das Werk H. Pauls innerhalb der Sprachwissenschaft gewann, deutlich zum Ausdruck kam. Denn mochte Paul noch so sehr gegenüber Steinthal betonen, dass der Sprachgeschichte außerhalb der Psychologie ihre Stellung anzuweisen sei, so liegt doch ohne Frage die Hauptbedeutung seiner »Principien der Sprachgeschichte« und zugleich die Hauptursache ihres Erfolges eben darin, dass er unter möglichster Ausscheidung hypothetischer Bestandtheile der Sprachgeschichte und deshalb durchweg auf der Grundlage der zuverlässiger bekannten Erscheinungen unserer neueren Sprachen, vor allem des Deutschen, die Thatsachen der sprachlichen Entwicklung psychologisch zu deuten suchte. Nicht als Sprachgeschichte, was es nach der ganzen Anordnung und Behandlung des Stoffes weder sein kann noch sein will, sondern als

Sprachpsychologie hat unzweifelhaft das Paul'sche Werk seinen Erfolg errungen und seinen Einfluss ausgeübt.

So wenig nun aber daran gedacht werden kann, dieses Verhältniss wechselseitiger Hülfeleistung, um dessen Begründung Steinthal und seine Nachfolger aus der Schule Herbarts sich in hohem Grade verdient gemacht haben, in Frage zu stellen, so wenig ist doch damit die Art dieses Verhältnisses eindeutig bestimmt. In der That meine ich, dass hierin der wesentliche Punkt liegt, bei welchem die heutige Sprachpsychologie über den Standpunkt der Herbart'schen Schule hinausgehen muss, wenn sie anders den Aufgaben, welche die Sprachgeschichte auf der einen und die Psychologie auf der anderen Seite an sie stellen, in einer dem heutigen Zustand der Wissenschaft entsprechenden Weise gerecht werden will.

In der lichtvollen Darstellung, die Delbrück im ersten Capitel seines in der Ueberschrift genannten Buches[1]) von den hauptsächlichsten gegenwärtig in der Anwendung auf die Sprache einander gegenüberstehenden Richtungen der Psychologie gibt, vermisse ich die Erwähnung gerade dieses, für die Beziehungen beider Gebiete, wie ich glaube, entscheidenden Punktes; und es sei mir daher gestattet, ihn, obgleich es schon in der Einleitung zu meiner Völkerpsychologie geschehen und auch wohl aus der Behandlung der einzelnen Probleme in diesem Werke ersichtlich ist, noch einmal nachdrücklich hervorzuheben.

Steinthal hatte seine programmatische Schrift »Grammatik, Logik und Psychologie« genannt. Er hatte damit angedeutet, dass die Psychologie so gut wie die Logik an sich ein außerhalb der Sprachwissenschaft liegendes Gebiet sei. In der That behandelte er, wie das der enge Anschluss an das Herbart'sche

[1]) »Grundfragen der Sprachforschung, mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie erörtert.« Strassburg, Trübner, 1901.

System mit sich brachte, die sprachlichen Probleme überall in dem Sinne, dass die unabhängig von ihnen festgestellten psychologischen Gesetze zur Interpretation der Erscheinungen angewandt wurden. Wenn ich oben das Verhältniss zwischen Sprachwissenschaft und Psychologie als ein solches der gegenseitigen Hülfeleistung bezeichnet habe, so ist daher nicht zu verkennen, dass in den Arbeiten Steinthals und seiner Nachfolger zunächst die eine Seite dieser Wechselbeziehungen, die Anwendung der Psychologie auf die Sprache, beinahe ausschließlich Beachtung fand oder mindestens offiziell als der eigentliche Inhalt des aufgestellten Programms anerkannt wurde, während die andere Seite, die Verwerthung der sprachlichen Thatsachen zu psychologischen Erkenntnissen, eigentlich nur zufällig und nebenbei zur Geltung kam, wie denn auch das von vornherein an die Sprache herangebrachte psychologische System einer solchen Verwerthung gewisse Schranken ziehen musste. H. Paul hat daher aus dieser Stellung der Herbartschen Psychologie zur Sprachwissenschaft nur die richtige logische Consequenz gezogen, wenn er die Psychologie als eine Normwissenschaft der Sprachwissenschaft als einer historischen Disciplin gegenüberstellte.

Wenn ich nun dem vorliegenden Aufsatze nicht den Titel »Sprachgeschichte und Psychologie«, sondern den andern »Sprachgeschichte und Sprachpsychologie« gegeben habe, so soll der zweite Theil dieses Titels schon darauf hinweisen, dass nach meiner Meinung bei den heutigen Beziehungen beider Gebiete zwar selbstverständlich auch die Anwendung der anderwärts, namentlich bei den einfacheren Problemen der experimentellen Psychologie gewonnenen Gesichtspunkte und Ergebnisse auf die Sprache nicht ausgeschlossen sei, dass aber doch der Schwerpunkt jener Beziehungen für uns gegenwärtig auf der zweiten Seite der oben erwähnten Wechselwirkungen

liegen müsse: auf der Gewinnung psychologischer Erkenntnisse aus den Thatsachen der Sprache und vor allem der Sprachgeschichte. Wir würden der Sprache bedürfen, um eine haltbare Psychologie der zusammengesetzteren geistigen Vorgänge zu schaffen, auch wenn es sich zeigen sollte — was ich freilich nicht glaube — dass die Sprachwissenschaft allenfalls der Hülfe der Psychologie entbehren könnte. Delbrück ist, wie mir scheint, an dieser veränderten Fragestellung, ohne sie sonderlich zu beachten, vorübergegangen. Dass es mir bei meiner Arbeit in erster Linie darum zu thun war, die Thatsachen der Sprache für die Psychologie zu verwerthen, und dass die Gesetze der elementaren Assimilationen, Associationen, Willensäußerungen u. s. w., die ich aufzustellen suchte, wesentlich selbst erst aus den sprachlichen Erscheinungen erschlossen worden sind, dies ist, so viel ich sehen kann, in seiner Darstellung nirgends angedeutet. Er behandelt die Herbart'sche Psychologie und diejenigen psychologischen Anschauungen, die ich theils aus der Bearbeitung der einfacheren experimentellen Probleme, theils, und das eben nicht zum geringsten Theile, aus der Beschäftigung mit der Sprache selber gewonnen habe, wie zwei psychologische Systeme, die beide von außen an die Sprache herangebracht, und nach deren Voraussetzungen dann die sprachlichen Thatsachen in verschiedener Weise gedeutet werden. Auch hängt damit offenbar zusammen, dass er die Ausdrücke Sprachpsychologie und Sprachphilosophie gelegentlich für alle diese außerhalb der eigentlichen Sprachgeschichte liegenden Untersuchungen unterschiedslos gebraucht. Zwischen der Anwendung eines selbst von Hause aus metaphysisch orientirten psychologischen Systems auf die Sprache und der alten Sprachphilosophie ist ja in der That kein allzu tief greifender Unterschied, während ich allerdings von meinem Standpunkte aus darauf Werth legen muss, dass sich die Psychologie auch der Sprache gegenüber als rein empirische Wissen-

schaft bethätige, die mit den metaphysischen Speculationen über Ursprung und Wesen der Sprache nichts mehr gemein hat. Diese Betrachtungsweise der Sprachpsychologie als einer Species der Sprachphilosophie und als eines der Sprache gewissermaßen von außen entgegengebrachten Systems von Begriffen verräth sich in besonders charakteristischer Weise in dem »Rückblick«, mit welchem Delbrück die vergleichende Darstellung der verschiedenen »Psychologien« abschließt. Für die Praxis des Sprachforschers — dahin laufen hier seine Betrachtungen aus — ist es im ganzen gleichgültig, von welchem System er Gebrauch machen will. Er kann mit den Voraussetzungen der Herbart'schen Statik und Mechanik der Vorstellungen ebenso gut auskommen wie mit den Assimilationen und sonstigen Elementarvorgängen der modernen Psychologie. Er kann es daher vermeiden, zum Inhalt dieser verschiedenen Lehren Stellung zu nehmen. Auch ist nicht anzunehmen, dass einem Sprachforscher, der etwa von der einen zur anderen Lehre übergehen wollte, daraus »an irgend einem Punkte seines wissenschaftlichen Betriebes ernstliche Schwierigkeiten erwachsen würden« (S. 42).

Ich bezweifle stark, dass die Behauptung eines Psychologen, für die psychologische Deutung einer sprachlichen Thatsache sei es gleichgültig, wie sie geschichtlich entstanden sei, wenn sie nur auf die supponirte Weise möglicher Weise entstanden sein könnte, vor den Augen Delbrücks Gnade finden würde. Er würde dem mit Recht entgegenhalten, dass es im Gebiet der Geschichte keine doppelte Wahrheit gibt, dass vielmehr der Historiker, und demnach auch der Sprachhistoriker, zu zeigen habe, wie die Dinge w i r k l i c h geworden sind, nicht wie sie in irgend einer fingirten Welt möglicher Weise geworden sein könnten; und dass daher der Psychologe darüber Rechenschaft geben müsse, wie dieser wirkliche, nicht wie irgend

ein anderer möglicher Weise denkbarer Zusammenhang psychologisch zu deuten sei. Nun ist uns freilich auch im Gebiet der Geschichte der Zusammenhang der Thatsachen in der Regel nicht lückenlos bekannt. Es können daher über die Entstehungsweise irgend eines Ereignisses verschiedene Meinungen einander gegenüberstehen, und gerade die Sprachgeschichte ist bekanntlich ziemlich reich an abweichenden historischen Auffassungen. Aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen solchen zweifelhaften Fragen im Einzelnen und dem Verlauf der Geschichte im Ganzen. Hier gibt es, wenn man von den in Wahrheit jenseits der Geschichte liegenden Ursprungsproblemen absieht, sicherlich nur eine einzige Sprachgeschichte, nicht verschiedene, völlig von einander abweichende geschichtliche Systeme, zwischen denen die Wahl frei stünde. Wie es aber nur eine geschichtliche Wahrheit gibt, so kann es auch nur eine psychologische Wahrheit geben. Zwei abweichende psychologische Interpretationen einer Erscheinung können möglicher Weise beide falsch sein. Dass beide zugleich wahr, oder auch dass sie, wie es Delbrück formulirt, beide gleich brauchbar seien, das scheint mir unmöglich. Denn eine falsche Interpretation ist eben an und für sich auch nicht brauchbar, sofern man den Zweck der Interpretation, wie es doch nothwendig geschehen muss, darin erblickt, einen Thatbestand nicht in irgend einen beliebigen, vielleicht ganz und gar erdichteten Zusammenhang zu bringen, sondern ihn richtig zu deuten.

Nun behaupte ich natürlich nicht, dass auf meiner Seite allein die objective Wahrheit zu finden sei. Ich kann mich im Einzelnen vielfach geirrt haben. Wenn ich darauf vertraue, dass trotzdem meine Gesammtauffassung der sprachlichen Erscheinungen keine unrichtige sei, so geschieht das nicht deshalb, weil ich mein Urtheil für untrüglich halte, sondern weil die psychologischen Voraussetzungen, aus denen ich die

Sprache interpretire, wesentlich aus der Sprache selber geschöpft, nicht von einem zuvor geschaffenen System aus auf sie übertragen sind. Man kann also da und dort die Sicherheit der sprachlichen Thatsachen, aus denen ich abstrahirt habe, bestreiten; man kann möglicher Weise selbst das ganze Verfahren dieser Abstraction angreifen. Ich würde darum kaum etwas dagegen einzuwenden haben, wenn Delbrück erklärte, er halte die Herbart'sche Auffassung der Seele und des seelischen Geschehens mit allen den Consequenzen, die sie für die psychologische Behandlung der Sprache hat, für die richtige, und er ziehe es deshalb vor, bei ihr zu bleiben. Wie man aber beide Auffassungen für gleich richtige oder — was wohl auf dasselbe hinauskommen würde — für wahrscheinlich gleich unrichtige, aber vorläufig gleich brauchbare Interpretationen der Thatsachen halten kann, das verstehe ich nicht. Ich verstehe es um so weniger, als Delbrück selbst gelegentlich, besonders bei der Besprechung der Fragen des Bedeutungswandels, nicht umhin kann zuzugestehen, die der Herbart'schen Psychologie eigene intellectualistische Betrachtungsweise führe hier von selbst dazu, das logische Schema der Ueberordnung, Unterordnung, Coordination der Begriffe, in das sich die Anfangs- und Endpunkte einer Bedeutungsentwicklung künstlich bringen lassen, an die Stelle der psychischen Motive zu setzen, die bei diesen Vorgängen wirksam seien (S. 164). Wenn er es in diesem Fall für richtiger erklärt, statt einer solchen logischen Eintheilung der Erfolge die psychologischen Bedingungen des Geschehens aufzuzeigen, so meine ich, dass dieser Rückgang auf die unmittelbare psychologische Deutung nicht bloß bei diesem Problem, wo allerdings die Divergenz zwischen der Aufgabe und ihrer Lösung besonders stark in die Augen fällt, sondern dass er überall sonst in gleicher Weise gefordert ist. Wenn dann freilich Delbrück weiterhin meint, man könne sich

wohl, statt den psychologischen Unterschieden dieser Vorgänge im Einzelnen nachzugehen, mit »der Erkenntniss beruhigen, dass aller Bedeutungswandel auf Associationen ruht«, um bei der Eintheilung »lediglich das Bedürfniss der Uebersichtlichkeit« sprechen zu lassen (S. 174), so kann ich dem nicht zustimmen. Es ist ja vollkommen wahr, dass »die Geschichte jedes einzelnen Wortes immer ihr Besonderes hat«, und dass »das Merkwürdigste des Einzelfalls von der Eintheilung oft nicht berührt wird«. Aber wenn es als eine Aufgabe der Erklärung des Bedeutungswandels anerkannt wird, die im einzelnen Fall obwaltenden psychischen Vorgänge aus den Thatsachen selbst zu abstrahiren, so meine ich, dass man sich bei der Analyse dieser Thatsachen niemals bei dem oberflächlichen Eindruck der Association beruhigen darf, sondern dass die Hauptaufgabe eben in der möglichst sorgfältigen und detaillirten Untersuchung der concreten Vorgänge besteht. Was würde Delbrück dazu sagen, wenn Jemand behaupten wollte, nachdem das Grimm'sche Gesetz der deutschen Lautverschiebung einmal nachgewiesen sei, genüge seine Anerkennung in Bausch und Bogen; es sei aber nicht erforderlich, seiner Anwendung auf alle einzelnen Fälle nachzugehen? Ich meine, die Aufgaben der Sprachpsychologie sind mit keinem andern Maße zu messen als die der Sprachgeschichte. Die »Association« ist ein Wort, das so lange inhaltsleer bleibt, als man sich nicht die concreten Erscheinungen vergegenwärtigt, durch deren Analyse erst jener oft genug in schablonenhafter und darum wenig nutzbringender Weise angewandte Begriff einen lebendigen Inhalt gewinnt. Darum bin ich überzeugt, dass auch hier das Gegentheil der von Delbrück vorausgesagten Vereinfachung des Associationsschemas eintreten wird. Man wird sich genöthigt sehen, die psychischen Vorgänge um so mehr zu differenziren, je mehr man sich bemüht, die allgemeinen

psychologischen Gesichtspunkte auf die einzelnen Thatsachen anzuwenden[1]).

Delbrück wird hierauf ohne Zweifel entgegnen, sein Standpunkt sei nicht der des Psychologen, sondern des Sprachforschers. In der That hat ja sein Buch über die »Grundfragen der Sprachforschung« offenbar nicht den Zweck, zu den psychologischen Fragen selbst Stellung zu nehmen. Vielmehr wünscht er dem Streit der psychologischen Richtungen gegenüber die Rolle eines unbetheiligten Zuschauers zu spielen, der unberechtigte Ansprüche der Psychologie, wo sie mit der Sprachgeschichte in Conflict gerathen, zurückweist, im übrigen aber so wohlwollend und unparteiisch wie möglich den Nutzen zu würdigen sucht, den die psychologische der sprachgeschichtlichen Forschung zu leisten vermag. Es liegt auf der Hand, dass auf diesem Standpunkte die gestellte Frage leicht die Form annehmen konnte: was ist von den psychologischen Ergebnissen für den Sprachforscher praktisch brauchbar oder nicht? eine Frage, die nicht ohne weiteres identisch ist mit der andern: was ist wahr oder nicht? Praktisch brauchbar können Definitionen, Eintheilungen und gelegentlich selbst Interpretationen sein, die nichts weniger als wahr sind, und auf deren Wahrheit man nicht einmal ein sonderliches Gewicht legt. Ich will nun nicht behaupten, dass Delbrück in Bezug auf die Ver-

---

[1]) Einen Beleg für die Richtigkeit dieser Vermuthung liefern mir auf einem andern, aber mit dem Bedeutungswandel nahe zusammenhängenden Gebiet der Sprachpsychologie die schönen Untersuchungen von O. Dittrich über die Bildung der neufranzösischen Composita in Gröbers Zeitschr. f. roman. Philol., Bd. 22 ff. Diese Untersuchungen gehen im wesentlichen von den nämlichen psychologischen Anschauungen aus, die ich meinen allgemeineren Erörterungen über den Gegenstand zu Grunde gelegt habe (Völkerpsych. I, S. 608 ff.). Sie führen aber doch fast in jedem einzelnen Fall zur Hervorhebung besonderer Eigenthümlichkeiten der concreten Vorgänge, die dann zumeist wiederum den allgemeinen psychologischen Charakter derselben von einer neuen Seite beleuchten.

werthung der Psychologie für die Sprachwissenschaft mit bewusster Ausschließlichkeit diesem Princip praktischer Utilität huldige. Aber thatsächlich ist dieses doch bei ihm vorherrschend, und es kann das ja bei einer solchen Wahrung absoluter Neutralität den abweichenden psychologischen Anschauungen gegenüber nicht wohl anders sein. So meine ich denn auch, dass die Einseitigkeit und, soweit es sich um die psychologische Seite der Vorgänge handelt, die unvermeidliche Oberflächlichkeit, die diese rein praktische Betrachtungsweise mit sich führt, in seiner Besprechung der einzelnen Probleme nicht zu verkennen ist. Wie er eine Vertiefung in die Eigenthümlichkeiten der Associationsvorgänge bei dem Bedeutungswandel für überflüssig hält, so erklärt er bei den »associativen Fernewirkungen« oder »Analogiebildungen« die besondere Hervorhebung einer Contrastassociation für »unpraktisch« (S. 109), obgleich hier offenbar eine psychologisch nach Ursache wie Wirkung eigenartige Form vorliegt, die nicht bloß durch ihre Beschränkung auf bestimmte Begriffsgebiete, sondern auch dadurch sich auszeichnet, dass bei ihr am ehesten die Massenwirkung zwischen den Elementen zahlreicher Wortvorstellungen der Wirkung einer einzigen Vorstellung Platz macht, wie sie früher mit Unrecht bei den sogenannten »stofflichen Analogiebildungen« überhaupt angenommen wurde. Dem gegenüber kann der von Delbrück geltend gemachte Umstand, dass es manchmal schwierig sei zu entscheiden, ob eine Association nach übereinstimmenden Begriffselementen, oder ob Contrastwirkung vorliege, für die theoretische Seite des Problems doch nicht in Betracht kommen, da Complication der Ursachen niemals einen Rechtsgrund dafür abgeben darf, die Untersuchung einer Mehrheit von Bedingungen willkürlich dadurch zu vereinfachen, dass man nur eine berücksichtigt.

In ähnlicher Weise macht sich dieser Gesichtspunkt der

praktischen Vereinfachung auf Kosten der sachlichen Unterschiede bei der Behandlung der Casusformen geltend. Delbrück erklärt sich hier mit meiner Auffassung der sogenannten »localen Casus« einverstanden, d. h. auch er erkennt an, dass es nicht bloß räumliche, sondern überhaupt anschauliche Verhältnisse seien, die in jenen Casus ihren Ausdruck finden; und ebenso gesteht er zu, dass bei anderen Casus nicht solche in der äußeren Anschauung gegebene Verhältnisse der Gegenstände, sondern gewisse grammatisch-logische Beziehungen der Begriffe bestimmend seien. Gleichwohl erklärt er sich gegen die Unterscheidung in »Casus der inneren und der äußeren Determination« und gegen die weiteren über das Verhältniss dieser Casusformen gemachten Ausführungen. Allerdings ist in diesem Fall, wie ich anerkennen muss, die Berücksichtigung noch anderer Sprachgebiete als des Indogermanischen maßgebend gewesen; doch lassen sich, wie ich glaube, auch die Thatsachen der indogermanischen Casusentwicklung ungezwungen der hier gewonnenen Anschauung einfügen. Der wesentlichste Gegengrund Delbrücks besteht aber, so viel ich sehen kann, in dem schwankenden, bald der inneren bald der äußeren Determination zugehörenden Gebrauch gewisser Casus, wie besonders des Genitiv und Dativ. Für dieses Ineinanderfließen der Casusformen habe ich mittelst nahe liegender Associationsbedingungen eine Erklärung zu geben versucht, auf die Delbrück nicht näher eingeht. Denn sein Gesichtspunkt ist auch hier wieder der der möglichsten praktischen Vereinfachung, und er glaubt demnach an der Eintheilung in »locale« und »nicht locale« Casus festhalten zu sollen (S. 129). Mir scheint aber eine Eintheilung praktisch wie theoretisch bedenklich, deren einem Gliede man die Versicherung beifügen muss, dass der gebrauchte Ausdruck eigentlich falsch sei, und deren anderes Glied, weil es bloß negativ bestimmt wird, weder

über den damit bezeichneten Begriff irgend etwas aussagt, noch die Möglichkeit ausschließt, Inhalte, die einem ganz anderen Begriffsgebiet angehören, mitzuumfassen.

Ich beschränke mich auf diese beiden, sehr verschiedenen Bestandtheilen des grammatischen Systems entnommenen Beispiele, um die Consequenzen zu veranschaulichen, zu denen der geflissentlich festgehaltene Standpunkt des praktischen Sprachforschers führt. Ich zweifle nicht, Delbrück selbst müsste anerkennen, dass dieser Standpunkt ein unhaltbarer sei, sobald nur erst die Sprachwissenschaft die beiden Grundsätze, die sie auf ihrem eigenen Gebiete bedingungslos anwendet, dass es erstens nur eine Wahrheit, nicht verschiedene, von einander abweichende Systeme der Wahrheit geben kann, und dass man zweitens jede complexe Thatsache so gründlich wie möglich zu analysiren und sich nicht bloß mit der einfachsten praktisch brauchbaren Auffassung derselben zu begnügen habe, auch auf den psychologischen Theil ihrer Interpretationen anwenden wollte. Letzteres thut aber im allgemeinen die heutige Sprachwissenschaft nicht, woran gewiss zum größeren Theile nicht sie selbst, sondern der seitherige Zustand der Psychologie die Schuld trägt. Der Sprachforscher fühlt zwar das Bedürfniss, sich für viele seiner Probleme bei der Psychologie nach Hülfe umzusehen. Ein sprechendes Zeugniss hierfür ist gerade diese neue Schrift Delbrücks, die von einer so ernstlichen Beschäftigung mit der neueren psychologischen Litteratur Zeugniss ablegt und dadurch in erfreulichem Gegensatze zu den Arbeiten hervorragender Linguisten einer früheren Zeit steht, die sich durchweg mit jener Art vulgärer Psychologie behalfen, welche sie sich im einzelnen Bedarfsfalle selbst zurecht gelegt hatten. Das ist heute anders geworden. Man erkennt die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Psychologie an. Aber diese wissenschaftliche Psychologie betrachtet man noch nicht unter dem Gesichts-

punkt eines selbständigen empirischen Wissenschaftsgebietes, das unter anderem auch die Thatsachen der Sprachgeschichte zu seiner Grundlage hat, sondern man sieht in ihr besten Falls ein äußeres Hülfsmittel, dessen sich die Sprachwissenschaft bedienen kann, wo es nützlich scheint. Wie man eine Remington'sche oder eine Hammond'sche Schreibmaschine gebraucht, ohne dass das für den zu erreichenden Zweck des Schreibens einen wesentlichen Unterschied ausmacht, so soll man auch die Herbart'sche oder irgend eine andere Psychologie anwenden können, falls man nur im Stande ist, die sprachlichen Thatsachen zur Noth ebenso gut der einen wie der andern dieser Psychologien zu subsumiren.

Wenn ich mich nun frage, wie es kommt, dass ein so ausgezeichneter Vertreter der Sprachgeschichte wie Delbrück im großen und ganzen der Psychologie gegenüber durchaus nur diesen Standpunkt der praktischen Nützlichkeit einnimmt, so glaube ich diese Frage allein daraus einigermaßen befriedigend beantworten zu können, dass die heutige Sprachgeschichte und die aus ihr entstandene historische Grammatik zwar in Bezug auf den geschichtlichen Stoff den Standpunkt der alten formalen Grammatik im wesentlichen verlassen hat, dass aber, sobald sie sich auf Interpretationselemente angewiesen sieht, die außerhalb des historischen Gebietes liegen, die Traditionen der alten Grammatik immer noch in ihr lebendig geblieben sind. Jene alte Grammatik suchte so klar und übersichtlich wie möglich zu systematisiren und zu schematisiren, und sie vermengte dabei nicht selten die Zwecke des Unterrichts mit denen der Wissenschaft[1]). Daher kommt

---

[1]) Dass auch noch heute, im Zeitalter der historischen Grammatik, der didaktische Zweck eine gewisse normative Behandlung der Grammatik fordert, die aber freilich eben darum, weil sie praktische Aufgaben verfolgt, nicht mit den theoretischen Problemen der Sprachgeschichte und der historischen

einerseits die Affinität der alten Grammatik zur Logik, und anderseits ihr Streben nach einer möglichst einfachen, praktisch brauchbaren systematischen Ordnung des Stoffs, wie sie freilich nur unter Vernachlässigung der geschichtlichen wie der psychologischen Entwicklungen zu erreichen war. Bei der psychologischen Interpretation der sprachlichen Vorgänge steht nun, wie mir scheint, die heutige Sprachgeschichte immer noch auf dem Standpunkt der alten Grammatik. Sie fragt weniger danach, wie die Erscheinungen geworden sind und unter sich zusammenhängen, als wie sie sich bequem nach einem möglichst einfachen Schema ordnen lassen. Damit begeht aber die Sprachgeschichte vor allem auch ein Unrecht gegen sich selbst. Denn die Ursachen, die die geschichtliche Entwicklung der Sprache bestimmen, sind doch zu einem sehr wesentlichen Theil psychische Kräfte. Eine falsche psychologische Interpretation schließt also im Grunde immer auch eine falsche historische Auffassung in sich. Wenn das nicht sofort in die Augen fällt, so liegt der Grund wohl hauptsächlich darin, dass sich die heutige Sprachwissenschaft noch vielfach mit jener äußeren Geschichte der Sprache begnügt, welche die Aufeinanderfolge der Thatsachen bestimmt, ohne sich darum zu kümmern, warum diese so geworden sind. Je mehr daher gegenwärtig in der Sprachforschung die Tendenz zum Durchbruch gelangt ist, diese äußere zugleich in eine innere Geschichte der Sprache zu verwandeln, um so mehr wird man wohl hoffen dürfen, dass auch jene utilitarische Verwerthung der Psychologie, die an diese nur den äußeren Maßstab der praktischen Brauchbarkeit anlegt, allmählich verschwinden werde. Unausbleiblich wird und muss aber dieser Wandel des Standpunktes von dem

---

Grammatik vermengt werden darf, hat, wie mir scheint, vollkommen zutreffend O. Immisch erörtert in seinem Aufsatz: Die klassische Philologie und die Schulwissenschaft, in Richter's Neuem Jahrb. f. Pädagogik, I, 1898, S. 241 ff.

Augenblick an eintreten, wo sich die Sprachforschung mehr, als dies heute der Fall zu sein scheint, der reichen Schätze bewusst wird, die die Sprache selbst der Psychologie zur Verfügung stellt. Freilich gilt dies wiederum nicht für jedes beliebige psychologische System metaphysischer Provenienz, sondern nur für eine Psychologie, die, gerade so wie es die Sprachgeschiche auf ihrem Gebiete thut, auf das strengste bemüht ist, aus den Thatsachen selbst die Begriffe und die Gesetze zu abstrahiren, von denen sie sich dann wieder bei der Interpretation der Thatsachen leiten lässt.

II.

Wenn die obigen Ausführungen in dem Leser den Eindruck einer gegen Delbrück gerichteten polemischen Tendenz erweckt haben sollten, so würde ich dies aufrichtig bedauern. Eine solche Tendenz liegt mir um so ferner, je mehr ich das Bestreben Delbrücks, zwischen Sprachforschung und Psychologie unbefangen und wohlwollend zu vermitteln, dankbar anerkenne und, wie schon oben bemerkt, seine Schrift als ein schönes Zeugniss des wachsenden Interesses der Sprachwissenschaft für die psychologischen Probleme der Sprache mit Freuden begrüße. Aber ich bitte zu bedenken, dass es erstens bei kritischen Erörterungen, wie sich das ja bei Delbrück selbst schon geltend macht, naturgemäß mehr darauf ankommt, die vorhandenen Differenzen der Anschauungen zu beleuchten, als bei den daneben bestehenden Uebereinstimmungen zu verweilen, und dass zweitens meine Bemerkungen nicht sowohl gegen Delbrück persönlich als vielmehr gegen das ganze gegenwärtig noch vorherrschende Verhalten der historischen Sprachforschung zur Psychologie gerichtet sind, für das Delbrücks Schrift ein um so sprechenderer Beleg ist, als dieser Autor ohne Zweifel

mehr als die meisten anderen seiner indogermanistischen Fachgenossen in die psychologischen Probleme der Sprache und in die Entwicklung der neueren Sprachpsychologie eingedrungen ist. Gerade in diesem letzteren Punkt liegt, wie ich meine, ein hervorragendes Verdienst seiner Arbeit. Die im ersten Capitel seiner Schrift gegebene Auseinandersetzung der Herbart'schen Psychologie und ihrer Weiterbildung durch Steinthal und Paul einerseits, und der meiner »Völkerpsychologie« zu Grunde liegenden psychologischen Anschauungen anderseits scheint mir ein Muster klarer, objectiver Schilderung zu sein, — wenn ich von dem einen, oben berührten Punkt absehe, dass das verschiedene Verhältniss beider Psychologien zur Sprache selbst bei Delbrück nicht zur Geltung kommt, ein Verhältniss, das sich kurz dahin definiren lässt, dass es sich bei der Herbartschen Richtung um eine Anwendung der Psychologie auf die Sprache, bei meinen Bemühungen wesentlich um die Gewinnung einer Psychologie aus der Sprache handelt[1]). Was jedoch den Inhalt der psychologischen Lehren selbst angeht, so

---

[1]) Delbrück führt unter meinen psychologischen Arbeiten auch das »System der Philosophie« an, das »von S. 521 bis 586 [2. Aufl. S. 559 bis 598] eine Psychologie in nuce enthalte« (S. 8). Dies ist insofern nicht ganz zutreffend, als der erwähnte Abschnitt nicht nur vieles nicht enthält, was in einem noch so kurzen Abriss der Psychologie unentbehrlich sein würde, sondern mehr noch, weil er bereits metaphysische Erörterungen einschließt, die ganz außerhalb der Grenzen der Psychologie liegen. Das »System der Philosophie« kann darum zwar benutzt werden, um die philosophischen Anwendungen kennen zu lernen, die ich von den in der Psychologie gewonnenen Anschauungen über den Thatbestand des seelischen Lebens mache; es kann aber in keiner Weise benutzt werden, um meine psychologischen Anschauungen selbst kennen zu lernen. Nach der Stellung, die ich der Psychologie zur Philosophie anweise, ist dies eigentlich selbstverständlich. Aber es ist mir so oft begegnet, dass namentlich der metaphysische Willensbegriff, den ich auf Grund der psychologischen Willensvorgänge vermittelst der Methode des »philosophischen Regresses« entwickle, mit meiner empirisch-psychologischen Auffassung des Willens vermengt oder verwechselt wird, dass ich mich auch gegen eine derartige Missdeutung des Delbrück'schen Citates von vornherein verwahren möchte.

ist diese Darstellung in vorzüglicher Weise geeignet, den Leser über den gegenwärtigen Stand der psychologischen Forschung zu orientiren. Dieses Verdienst muss ich um so dankbarer anerkennen, als eine solche für den Sprachforscher sicherlich höchst nützliche, ja für das Verständniss der Differenzpunkte der Anschauungen über die sprachlichen Vorgänge vielleicht unentbehrliche Darstellung selbstverständlich außerhalb des Rahmens meiner eigenen Aufgabe lag. Hätte ich aber auch etwas ähnliches versuchen wollen, so würde ich mich doch schwerlich des gleichen Vertrauens auf eine unbefangene und unparteiische Beurtheilung erfreuen, wie ein solches Delbrück für sich in Anspruch nehmen kann. Ja hier verwandelt sich vielleicht jener Standpunkt der praktischen Utilität in eine Tugend. Je mehr der Verfasser die verschiedenen Psychologien bloß als äußere Hülfsmittel betrachtet, die möglicher Weise trotz ihres Gegensatzes der Sprachforschung gleich nützliche Dienste leisten können, um so mehr darf man wohl versichert sein, dass seine Auffassung durch keine einseitige Voreingenommenheit getrübt wird.

Nun wird aber Niemand, wie ich glaube, die Uebersicht meiner psychologischen Anschauungen, die Delbrück von diesem seinem Standpunkte eines neutralen objectiven Zuschauers aus gibt, lesen können, ohne den Eindruck zu empfangen, dass sich diese Psychologie wirklich aller und jeder metaphysischen Voraussetzungen enthalte, dass sie also streng empirisch die Thatsachen zu analysiren und dann aus den so gewonnenen Ergebnissen eventuell andere Thatsachen zu interpretiren suche. Wenn mir bis in die neueste Zeit von meinen psychologischen und philosophischen Fachgenossen immer und immer wieder vorgeworfen wird, meine psychologischen Ansichten seien von einer mystischen Willensmetaphysik abhängig, und mein Bemühen sei darauf gerichtet, die alten »Seelenvermögen« unter

einem neuen Titel wieder einzuführen[1]), so könnten sich, wie ich meine, diejenigen, die mit mehr Beharrlichkeit als Umsicht solche Behauptungen unentwegt wiederholen, durch diese objective Darstellung Delbrücks überzeugen lassen, dass sie sich im Irrthum befinden, — vorausgesetzt natürlich, dass sie sich überzeugen lassen wollen. Gerade hier befindet sich vielleicht wiederum der Sprachforscher Delbrück, der die verschiedenen Psychologien ohne Voreingenommenheit bloß auf ihre praktische Nützlichkeit prüft, im Vortheil gegenüber den Psychologen vom Fach, die, weil sie selbst bewusst oder unbewusst unter der Wirkung metaphysischer Leitmotive oder irgend welcher überlieferter Dogmen handeln, geneigt sind, solche dogmatische Vorurtheile auch bei Andern vorauszusetzen. Wenn darum Delbrück nach den ersten Worten seiner Vorrede diese vergleichende Erörterung weniger für Philosophen als für andere Leser bestimmt und darum so elementar wie möglich gehalten hat, so möchte ich im Gegentheil wünschen, dass sein einleitendes Capitel nicht bloß von Sprachforschern, sondern vor allem auch von Philosophen und Psychologen gelesen werde. Und gerade weil seine Ausführungen so elementar sind, dass sie selbst von einem Philosophen nicht wohl missverstanden werden können, darf ich vielleicht hoffen, dass sie auch bei meinen näheren psychologischen Fachgenossen richtigere Ansichten über das, was ich in der Psychologie voraussetze und erstrebe, verbreiten helfen. Natürlich muthe ich Niemandem zu, jede psychologische Beobachtung, die ich gemacht zu haben glaube, und jede Folgerung, die ich auf meine Beobachtungen gründe, für richtig zu halten. Aber ich wünsche allerdings, dass man mir nicht Voraussetzungen unterschiebe, die mir ferne liegen, und dass man nicht den rein empirischen

[1]) Th. Ziehen, Leitfaden der physiolog. Psychologie. 5. Aufl. 1900. Vorwort und S. 250 ff.

Charakter meiner Behandlungsweise der psychologischen Probleme in sein Gegentheil verkehre. Dass in Delbrücks Darstellung eben dieser empirische Charakter so klar und überzeugend hervortritt, dafür bin ich ihm aufrichtig dankbar; und dadurch wird für mich reichlich aufgewogen, wenn er in anderen Theilen seiner Schrift meine Bemühungen speciell um die Psychologie der Sprache nicht in gleicher Weise unbefangen und objectiv gewürdigt haben sollte.

In der That darf ich es wohl aussprechen, dass die Schlussbemerkungen des ersten Capitels, in welchen Delbrück »das sprachliche Material« erörtert, auf das ich mich bei meinen sprachpsychologischen Studien gestützt habe, diese Unbefangenheit vermissen lässt, und dass sie geeignet ist, in demjenigen, der mein Buch selbst nicht kennt, eine falsche Vorstellung von der Tendenz desselben und von der Stellung, die es zur historischen Sprachwissenschaft einnimmt, zu erwecken. Delbrück sagt hier, man begegne bei mir »gelegentlich der Bemerkung, dass es nöthig sei, sich eine weitere Umschau zu verschaffen, als der niedrige indogermanische Standpunkt gestatte«, und »im Einklang mit diesem Grundsatz« finde man »zwar nicht durchgängig, aber doch an dieser und jener Stelle stammfremde Sprachen, namentlich die der sogenannten Naturvölker herangezogen« (S. 44). Delbrück bemerkt hiergegen, Sprachen, deren Geschichte wir nicht kennen, seien ein zu zweifelhaftes Material, um zu Schlüssen verwerthbar zu sein. Er begründet dies durch eine Fiction, indem er ein drastisches Bild der sonderbaren Vorstellungen entwirft, die sich ein im Sanskrit gebildeter Missionar von der Sprache der Eingeborenen Englands machen würde, wenn die ganze englische Cultur samt ihren Zeugnissen über den Zusammenhang des Englischen mit den übrigen Sprachen Europas verschwunden wäre. Zwar gesteht Delbrück zu, dass die Vergleichung analoger

Erscheinungen in unverwandten Sprachen da und dort nützlich sein möge. Alles das aber was man von einer solchen Vergleichung aller möglichen Sprachen dereinst erhofft habe, etwa Aufschluss zu gewinnen über die Ursprache des Menschengeschlechts, oder auch nur zu einer stichhaltigen Classification der Sprachen zu gelangen, habe sich als trügerisch erwiesen.

Dass ich den Standpunkt der indogermanischen Forschung nirgends als einen niedrigen bezeichnet habe, brauche ich wohl kaum erst zu versichern; und Niemand, der mein Buch unbefangen liest, wird den Eindruck empfangen, dass ich auch nur dem Sinne nach den mir von Delbrück zugeschriebenen Grundsatz befolge. Wohl aber ist das Gegentheil zutreffend. An mehr als einer Stelle habe ich betont, dass wir uns, wo es sich um die Erkenntniss der Entwicklung der sprachlichen Erscheinungen handelt, ausschließlich an diejenigen Sprachen zu halten haben, deren geschichtliche Entwicklung uns bekannt ist, und dass unter diesen aus dem gleichen Grunde wieder die am meisten dem Gebiet der Hypothese entrückten neueren Sprachen den Vorzug verdienen. Gerade die von Delbrück getadelten Classificationen aller möglichen Sprachen von unbekannter Herkunft und die Bestrebungen, mittelst solcher Vergleichungen etwas über die »Ursprache« zu erfahren, habe auch ich lebhaft bekämpft. Freilich habe ich mich nicht minder dagegen ausgesprochen, aus den Ergebnissen der Wurzelzerlegung auf die Bedeutung der ursprünglichen Sprachäußerungen, sei es überhaupt, sei es speciell in Bezug auf eine »indogermanische Ursprache«, zurückschließen zu wollen. So habe ich es z. B. für unstatthaft erklärt, deshalb, weil solche Wurzeln meist für uns eine verbale Bedeutung besitzen, anzunehmen, dass der Urindogermane in Verben gesprochen habe, — eine Vorstellungsweise, der zu meiner Verwunderung

Delbrück nach einer Bemerkung auf S. 116 noch nicht ganz entsagt zu haben scheint. Demnach gehe ich in der Verwerthung eines nicht unserer directen Beobachtung gegebenen Materials zur Verwerthung von Schlüssen über Anfangs- und Urzustände der Sprache noch um einen Schritt weiter als Delbrück selbst; und entsprechend dieser kritischen Stellung habe ich mich denn auch überall, wo es sich um psychogenetische Probleme handelte, die zugleich sprachgeschichtliche Probleme sind, ausschließlich an die indogermanischen Sprachen, unter dankbarer Benutzung namentlich auch des Werkes von Brugmann und Delbrück, gehalten. Die Fragen des Lautwandels, die Analogiebildungen, der Bedeutungswandel, sie sind so gut wie ausschließlich nach dem Material der indogermanischen Sprachgeschichte erörtert, und in der Psychologie der Formenlehre und der Syntax spielt dieselbe wenigstens insofern die dominirende Rolle, als von den in ihr klar ausgeprägten Erscheinungen überall zunächst ausgegangen wird. Es gibt nur einen einzigen Punkt in meiner Darstellung, wo allerdings in überwiegendem Maße fremdsprachliches Material herbeigezogen wurde. Das ist das Problem der sogenannten »Lautnachahmungen der Sprache«. Ausdrücklich habe ich jedoch hervorgehoben, dass dabei die geschichtliche Entstehung der Wörter, die als Schallnachahmungen und Lautmetaphern zu deuten seien, ganz außer Frage stehe, da es sich hier immer nur um eine Eigenschaft thatsächlich existirender Sprachen handle, und der Trieb, solche Beziehungen zwischen Laut und Bedeutung herzustellen, gleicher Weise als nachgewiesen gelten könne, ob er sich nun in einer ursprünglichen Wortbildung, oder ob er sich, wie vielleicht in den meisten Fällen, in der Umbildung eines zunächst ganz und gar nicht onomatopoetischen Wortes geäußert habe. Wenn zahlreiche oceanische, amerikanische und afrikanische Sprachen darin übereinstimmen,

dass sie bei Ortsadverbien wie »hier, dort, dort in der Ferne« oder Demonstrativpronominibus wie »dieser, jener, jener dort« u. s. w. die Gradabstufungen in mehrfachen Lautsteigerungen oder Reduplicationen zum Ausdruck bringen, so ist das ein Factum, das, gleichgültig wie es entstanden sein möge, jedenfalls in der lebenden Sprache gilt und daher, nach dem allmählich doch auch von der Sprachwissenschaft anerkannten Grundsatze, dass die sprachlichen Vorgänge einer vorgeschichtlichen Zeit im wesentlichen in Anlehnung an die noch gegenwärtig unserer Beobachtung gegebenen Erscheinungen gedeutet werden müssen, beurtheilt werden darf. Freilich folgt daraus noch nicht, dass solche onomatopoetische Bildungen immer in der gleichen Weise und an den gleichen Wortformen entstehen, wie denn ja z. B. die reichlichen onomatopoetischen Verbalbildungen, die H. Paul aus dem Vorrath unserer heutigen Umgangssprache gesammelt hat[1]), sich von jenen onomatopoetischen Wörtern der Sprachen sogenannter »Naturvölker« wesentlich unterscheiden, wenn sie auch ihrem allgemeinen psychologischen Charakter nach denselben verwandt sind. Gerade weil es sich hier um Erscheinungen handelt, die an sich von den geschichtlichen Bedingungen der ursprünglichen Wortbildung nicht abhängen, scheint mir aber die ausschließliche Betrachtung einer einzelnen Sprachgeschichte nicht der geeignete Weg zur Behandlung der in diesem Falle sich darbietenden Probleme. Darum kann ich auch der Bemerkung von Delbrück nicht zustimmen, die so oft wiederkehrenden Laute *pa* und *ma* für den Vater- und Mutternamen möchten wohl daraus ihren Ursprung genommen haben, dass *ma* an die Saugbewegungen des Kindes erinnerte, worauf dann der Laut *pa* allein für den Vater übrig blieb (S. 78). Zunächst ist es mir nicht ganz klar, inwiefern die Saugbewegungen des

[1]) H. Paul, Principien der Sprachgeschichte 3, S. 160 f.

Säuglings an *ma-ma* erinnern sollen. Mich erinnern sie eher an hottentottische Schnalzlaute. Doch wie dem auch sei, diese Deutung könnte höchstens für das Indogermanische, Semitische und einige weitere Sprachgebiete plausibel erscheinen. In zahlreichen andern Fällen dagegen besteht zwar eine deutliche Lautsteigerung beim Uebergang vom Mutter- zum Vaternamen, aber keinerlei Beziehung zu den Lauten *ma* und *pa*[1]).

Wenn demnach Delbrück hier sowie in andern Fällen von »Lautsymbolik«, gegen die er sich nach seiner Erklärung skeptisch verhält, die Sprachen der sogenannten Naturvölker deshalb für eine quantité negligeable erklärt, weil ihre Vorgeschichte unbekannt sei, so ist das, wie mir scheint, nicht gerechtfertigt. Auch den onomatopoetischen Neubildungen in unseren neueren Sprachen wird ja dadurch, dass sie Neubildungen sind und also keine längere Geschichte hinter sich haben, nichts von ihrer psychologischen Bedeutung genommen. Wenn er

---

[1]) Beiläufig sei hier noch ein kleines Missverständniss berichtigt, das sich in Delbrücks Darstellung der sogenannten »Lautnachahmungen« eingeschlichen hat. Im Anschluss an einige Bedenken, die er der Annahme einer Lautnachahmung in der Wortgruppe κράζω, κρίζω, κραυγή entgegenstellt, bemerkt er: »Viel weniger noch leuchtet mir ein, dass *tegere* bedecken, *tangere* berühren, und *taxare* betasten eine solche Gruppe bilden sollen u. a. m.« (S. 84). Dass diese Wörter keine Lautnachahmungen sind, ist selbstverständlich auch meine Meinung. Auf S. 336 (I) habe ich bei der Erörterung der von Pott sogenannten »Wurzelvariation« solchen parallel gehenden Variationen von Laut und Bedeutung, die als »Lautnachahmungen« gedeutet werden könnten, wie κράζω, κρίζω u. s. w., andere gegenübergestellt, wo dies ausgeschlossen sei, wie κλύω oder γλάφω, γλύφω, γράφω, *tegere*, *tangere*, *taxare* u. s. w. Delbrück hat also den ausschließenden Zwischensatz übersehen. Ueber die Uebersetzung κρίζω mit »zirpen« will ich mit Delbrück nicht rechten. Wenn er aber diese Uebersetzung zuerst für einen Irrthum erklärt und dann einige Zeilen später gegen die Bedeutung »knirschen« bemerkt, von den Scholiasten werde die für das Wort besonders charakteristische Stelle aus Aristophanes Vögeln »mit mehr Wahrscheinlichkeit auf die Sprache der Barbaren bezogen, die vielleicht als Vogelgezwitscher oder sonst ein Thierlaut aufgefasst wurde«, so scheint mir sowohl der Scholiasten wie Delbrücks Meinung im wesentlichen mit der meinigen übereinzustimmen.

aber ferner, wie seine Fiction von dem in England reisenden Sanskrit-Missionar vermuthen lässt, die Herbeiziehung der »Naturvölker« in diesem Falle deshalb verwerfen sollte, weil das meiste, was wir von solchen Sprachen wissen, auf die unverbürgten Nachrichten linguistisch ungeschulter Missionare gegründet sei, so scheint er mir einen Zustand des Wissens von diesen Sprachen, wie er zur Zeit von Adelungs »Mithridates« noch einigermaßen bestehen mochte, mit dem Zustand der heutigen Linguistik zu verwechseln. Das mag entschuldbar sein, da er ausdrücklich erklärt, sich mit diesen Sprachen nicht näher beschäftigt zu haben. Aber fast hat es den Anschein, als wenn er Sprachen der »Naturvölker« und »fremdsprachliches Material« überhaupt wie identische Begriffe behandle. Sonst wüsste ich es mir in der That kaum zu erklären, dass er nicht bloß der Heranziehung des fremdsprachlichen Materials bei dem Problem der Lautnachahmungen und Lautmetaphern, sondern auch der Verwerthung für die Betrachtung der Wortformen und der Syntax ein, wie ich glaube, ungerechtfertigtes Misstrauen entgegenbringt. Freilich habe ich auch in diesen Fällen gelegentlich einmal auf Sprachen sogenannter »Naturvölker« Bezug genommen. Aber dies ist, wie ich wohl sagen darf, in verschwindendem Maße und im allgemeinen nur da geschehen, wo die betreffenden Erscheinungen durch solche in andern, wohl durchforschten und vielfach auch in einem Theil ihrer geschichtlichen Entwicklung bekannten Sprachen belegt werden. Nun kann man doch wohl die Sprache der Jakuten, von der wir in Böthlingks Werk eine mustergültige Darstellung besitzen, oder die Ketshua-Sprache, von der Tschudi in seinen verschiedenen Werken eine eingehende grammatische Analyse gegeben, oder auch die Bantu-Sprachen, über die sich allmählich eine ziemlich reiche Litteratur angesammelt hat, u. s. w. u.s.w., man kann doch alle diese Sprachen, obgleich die Bantu-Völker

schon bedenklich in die ebenso beliebte, wie nichtssagende Kategorie der »Naturvölker« hinüberspielen, nicht mehr wie eine terra incognita behandeln, von deren Existenz der vorsichtige Sprachforscher am besten ganz abstrahire. Dass der Sprachpsychologe das nicht thun kann, versteht sich von selbst. Ob der Sprachhistoriker recht handelt es zu thun, scheint mir immerhin zweifelhaft, so wenig ich mir auch über die geschichtlichen Aufgaben der Sprachwissenschaft ein eigenes Urtheil erlaube. Aber wenn z. B. Meinhof in seinem »Grundriss einer Lautlehre der Bantusprachen« [1]) in gewissen Bantusprachen eine Lautverschiebung der Verschlusslaute nachweist, die nicht bloß in ihrem allgemeinen Charakter, sondern fast bis ins Einzelne der nach Grimms Gesetz erfolgten germanischen Lautverschiebung gleicht, so sollte ich doch meinen, dies seien, ebenso wie die analogen Lautänderungen in den uralischen Sprachen, Erscheinungen, an denen auch der Indogermanist nicht achtlos vorübergehen sollte. Noch mehr scheint mir eine andere Frage, die übrigens längst schon in der indogermanischen Sprachforschung erörtert worden ist, diese mehr und mehr auf die Berücksichtigung fremdsprachlicher Erscheinungen hinzuweisen: das ist die Frage der Sprachmischungen. Wie es die romanische Sprachforschung heute als eine ihrer wichtigsten Aufgaben ansieht, die Einwirkungen aufzufinden, welche die Sprachen der Stämme, die die römische Colonisation in den verschiedenen Ländern vorfand, auf das Vulgärlatein ausübten, so beginnt doch, wie ich zu beobachten glaube, die ähnliche Frage auch für die älteren Formen des Indogermanischen allmählich in den Vordergrund zu treten [2]). Alle diese Dinge sind natürlich

---

1) Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, XI, 2, 1899. S. 31 ff.

2) Vgl. z. B. Hirt, Die Verwandtschaftsverhältnisse der Indogermanen, Indogermanische Forschungen, IV, 1894, S. 36 ff.

Delbrück viel besser bekannt als mir. Wenn er sich trotzdem gegen das »fremdsprachliche Material« ablehnend verhält, so liegt der Grund wohl darin, dass er hierbei nicht die allseitig anerkannten lautlichen Beeinflussungen, sondern den Sprachbau im ganzen, wie er in Wort- und Flexionsformen und syntaktischen Bildungen sich darstellt, im Auge hat. Aber dass nicht Einwirkungen auch in dieser Beziehung stattgefunden haben könnten, scheint mir keineswegs so ausgemacht zu sein, um nicht als eine noch offene Frage gelten zu dürfen. Wie dem aber auch sein möge, ich kann nicht umhin zu glauben, dass, selbst abgesehen von solchen problematischen historischen Zusammenhängen, schon auf die Auffassung der geschichtlichen Entstehung gewisser sprachlicher Formen die Erkenntniss, wie diese sich anderwärts gestaltet haben, nicht ohne Einfluss sein könne, und dass sich dieser Einfluss auch schon hier und dort geltend gemacht hat. So sind z. B. die heutigen Ansichten über das indogermanische Casussystem doch wohl von den Aufschlüssen über die Casusentwicklung in andern, völlig stammesfremden Sprachen, wie den uralischen und altaischen, nicht unberührt geblieben. Ebenso scheint mir auf die Anschauungen über die Entwicklung der indogermanischen Verbalformen die Vergleichung mit dem so völlig abweichenden Conjugationssystem der semitischen Sprachen nicht unbeträchtlich eingewirkt zu haben. Wenn solche Einflüsse eines fremdsprachlichen Materials auf die indogermanische Sprachwissenschaft thatsächlich von der Begründung der letzteren an fortwährend stattfanden, so beruht das eben auf dem glücklichen Umstande, dass sich gleichzeitig mit der Indogermanistik auch jene allgemeinere Sprachvergleichung entwickelt hat, wie sie von W. von Humboldt, nicht ohne die Absicht, damit zugleich dem Studium der indogermanischen Sprachen zu Hülfe zu kommen, gepflegt wurde. Mag darum manches, was aus dieser

Verbindung hervorging, wie z. B. die Classification der Sprachstufen, unhaltbar geworden sein, den großen und fruchtbaren Einfluss, den Humboldts Sprachvergleichung auf das Lebenswerk Bopps ausgeübt, und auf den noch neuerdings E. Wechssler[1]) hinwies, wird man nicht gering achten dürfen. Gewiss ist Delbrück, der selbst so viel dazu gethan hat, in der heutigen Sprachwissenschaft das Bewusstsein ihrer Entwicklung wach zu erhalten, der letzte, das zu leugnen; er ist selbstverständlich auch weit davon entfernt, für die heutige Sprachwissenschaft den Gewinn, den sie aus der Fortdauer solcher Wechselbeziehungen ziehen kann, missachten zu wollen. Aber wie kommt er dann, dem Versuch einer Sprachpsychologie gegenüber, zu dieser geringschätzigen Behandlung des fremdsprachlichen Materials? Und wie kommt er ferner dazu, alles das, was aus diesem Material in Bezug auf Casusformen, Verbalformen, syntaktische Verhältnisse für die psychologische Seite der sprachlichen Vorgänge erschlossen wird, zu ignoriren, so als wenn alle diese Dinge auf unverbürgte Nachrichten unwissender Missionare zurückführten?

Wenn ich nach einer Antwort auf diese Frage suche, so werde ich unwillkürlich an die im ersten Abschnitt dieser Betrachtungen gegebene Antwort auf die andere Frage erinnert, wie es komme, dass die heutige Sprachgeschichte, sobald sie die Grenzen ihrer eigensten historischen Aufgaben überschreitet und sich auf psychologisches Gebiet begibt, den Gesichtspunkt der formalen Utilität, nicht der thatsächlichen Richtigkeit der Voraussetzungen zum entscheidenden macht. Ist es die Tradition der alten Grammatik, die sie dazu verführt hat, das Kriterium des didaktischen Nutzens dem der Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit zu substituiren, so ist es, wie mir scheint, nicht minder eine Tradition, die den Indogermanisten veranlasste,

[1]) E. Wechssler, Gibt es Lautgesetze? 1900. S. 44 f.

wenigstens dem außenstehenden Psychologen gegenüber ein Eingehen auf fremdsprachliches Material abzulehnen, — ein Standpunkt, den er vielleicht einem Fachgenossen gegenüber nicht in gleicher Weise geltend machen würde. Die Tradition, die ich meine, ist die der classischen Philologie. Aus der Philologie hat sich ja die Sprachwissenschaft, speciell aus der classischen Philologie hat sich die indogermanische Sprachwissenschaft abgezweigt, so sehr sie auch in ihren Anfängen von der Sprachphilosophie und von den in der Romantik wurzelnden Bemühungen um die Erforschung des orientalischen Alterthums einerseits und um die Erkenntniss der deutschen Vorzeit anderseits Anregungen empfangen hat. Die classische Philologie ist aber, besonders in ihren eigenen Augen, eine »vornehme Wissenschaft«. Der classische Philologe ist noch heute geneigt, den Naturforscher als einen Banausen und den Germanisten, Romanisten und Anglicisten höchstens als eine etwas niedrigere Species der humanistischen Gattung zu betrachten. Daraus ist im Grunde den Philologen kaum ein Vorwurf zu machen. Diese vornehme Gesinnung erklärt sich aus der ganzen Vergangenheit der Philologie. Es gab eine Zeit, und sie liegt ja nicht allzu weit hinter uns, wo in der That die classische Philologie die moderne Bildung beherrschte. Hat doch noch ein C. Fr. Gauss seine mathematischen Hauptwerke in lateinischer Sprache geschrieben. Dazu kam, dass die classische Philologie ein in sich abgeschlossenes Leben führte und sich nicht genöthigt sah, auf andere Wissensgebiete sonderlich Rücksicht zu nehmen. Die Indogermanistik selbst weiß von dieser Geschichte ein Lied zu singen. War doch noch zur Zeit Gottfried Hermanns die Zahl der Philologen nicht allzu klein, die es als ein Attentat gegen den heiligen Geist der Philologie betrachteten, solche Sprachgebiete, wie Litthauisch, Armenisch, Slawisch, ja selbst Sanskrit, mit den classischen Sprachen und

Litteraturen in Zusammenhang zu bringen. Jetzt ist das freilich anders geworden. Nicht bloß die Indogermanistik hat sich ihre Stellung errungen, sondern es beginnt in der classischen Philologie selbst allmählich die Anschauung zum Durchbruch zu gelangen, dass, gerade weil sie es mehr als irgend eine andere Disciplin mit den Grundlagen unserer geistigen Bildung zu thun hat, das »nil humani a me alienum puto«, im richtigen Sinne verstanden, für die humanistische Wissenschaft κατ' ἐξοχήν in erster Linie gilt. Aber die Tradition der Gesinnung ist manchmal dauerhafter als die der officiell anerkannten Grundsätze, und so ist denn, wie ich meine, etwas von dieser Tradition der vornehmen Gesinnung da und dort noch heute in der classischen Philologie erhalten geblieben, und sogar in ihren jüngsten, ehemals von ihr selbst verleugneten Sprössling, in die Indogermanistik übergegangen. Dies sind Stimmungen und Neigungen, denen sich der Einzelne kaum entziehen kann. Man würde mich darum missverstehen, wenn man aus dem oben Gesagten einen persönlich gegen Delbrück gerichteten Vorwurf herauslesen wollte. Im Gegentheil, ich meine, wenn ein Forscher, der, wie er, nicht bloß auf der Höhe seiner Wissenschaft steht, sondern sich mehr als die meisten andern seiner Fachgenossen in die Psychologie der Sprache vertieft hat, — ich meine, wenn selbst ein solcher Forscher dieser Stimmung unwillkürlich seinen Tribut zollt, so wirft das ein um so helleres Licht auf die Lage, in der sich heute noch die Sprachpsychologie, die sich allmählich und mühsam ihr Terrain erobern muss, gegenüber der fest begründeten Sprachgeschichte befindet. Der Psychologe namentlich, der nicht, wie H. Paul, in erster Linie Sprachforscher ist und sich mit der Psychologie mehr nur im Nebenamte beschäftigt, sondern der umgekehrt von der Psychologie ausgeht und der Sprachwissenschaft sein Material entlehnen muss, er kann sich kaum beklagen, wenn er bei dieser noch immer

einem gewissen Misstrauen begegnet. Wenn darum trotz dieser Sachlage ein Mann wie Delbrück es nicht verschmäht hat, sich mit den Richtungen der heutigen Sprachpsychologie eingehend auseinanderzusetzen, so bin ich wahrlich der letzte, der dies nicht dankbar anerkennen möchte.

III.

Da diese Zeilen nicht sowohl den Zweck haben, den Inhalt der Delbrück'schen Schrift zu erörtern, als den allgemeineren, das Verhältniss zwischen Sprachgeschichte und Sprachpsychologie an einigen prägnanten Beispielen zu erläutern, so versteht es sich von selbst, dass ich hier nicht alle Punkte zur Sprache bringen kann, in denen mich Delbrücks Einwände und abweichende Auffassungen nicht überzeugt haben. Ich werde mich daher noch mehr, als es von Delbrück selbst schon geschehen ist, auf die Erörterung einzelner Fragen beschränken, bei denen sich, wie mir scheint, das oben berührte Verhältniss der geschichtlichen zur psychologischen Behandlung der Sprache besonders deutlich geltend macht.

Ich beginne mit der Geberdensprache, über die Delbrück ein belehrendes, manche eigene Beobachtungen beisteuerndes Capitel an den Eingang seiner specielleren Ausführungen gestellt hat. Die Geberdensprache darf ja auch hinsichtlich ihrer geschichtlichen Zusammenhänge als ein der Sprachwissenschaft und der Psychologie mindestens zu gleichen Theilen zugehöriges Gebiet gelten, so dass die sonst dem Psychologen so leicht entgegentretenden Zweifel an seiner Competenz hinsichtlich des thatsächlichen Materials hier weniger bestehen dürften. Ich gehe auf Delbrücks Einwände gegen meine Eintheilung der Geberdeformen sowie auf die von ihm selbst vorgeschlagene Eintheilung, als für die Würdigung des

allgemeinen Charakters der Erscheinungen minder wesentlich, nicht näher ein. Nur auf zwei Punkte möchte ich hier hinweisen, weil sie für die verschiedene Behandlungsweise des Gegenstandes immerhin charakteristisch sind. Delbrück führt als eine besondere Classe die »manifestirenden Geberden« ein, worunter er solche versteht, die »die Stimmung einer Person ausdrücken, namentlich auch eine Stimmung, die sich gegen einen andern wendet«. Er rechnet dahin z. B. das starr stehen vor Erstaunen, das Zusammenschlagen der Hände über dem Kopfe vor Verwunderung, das Schlagen der Hände gegen die Brust vor reuiger Zerknirschung, das Rümpfen der Nase als Zeichen der Missbilligung, das Ballen der Faust im Zorn oder das schelmische Drohen mit dem Finger, endlich auch die Geberden des Ja- und Neinsagens, die Grußgeberden u. s. w. Ich vermag mich weder vom Standpunkt der psychologischen noch von dem der geschichtlichen Betrachtung der Aufstellung dieser Classe anzuschließen. Psychologisch umfasst sie offenbar Geberden sehr verschiedenen Ursprungs: das starr stehen vor Erstaunen z. B. ist eine natürliche, von Hause aus reflexartige Gefühlsäußerung; das Drohen mit der Faust trägt deutlich die Spuren seiner Provenienz aus dem actuellen Kampf mit einem Gegner an sich, und es kommt höchstens als eine allmählich unter der Wirkung hemmender Momente zum Reflex abgeschwächte Handlung vor. Die Grußgeberden stehen endlich unter ganz bestimmten geschichtlichen Vorbedingungen, und die allgemeinen Gefühlsmotive der Ausdrucksbewegungen haben bei ihnen nur eine secundäre Bedeutung. Delbrücks »manifestirende Geberden« schließen also Aeußerungen ein, die, wenn man nach den psychologischen Bedingungen unterscheidet, den verschiedensten Classen angehören; geschichtlich aber umfassen sie sowohl allgemein menschliche Ausdrucksbewegungen wie solche, die sich in Folge gewisser Culturbedingungen specifisch

gewandelt haben, wie endlich noch andere, die aus bestimmten, auf einzelne Völker beschränkten Traditionen hervorgegangen sind. Fragt man sich aber, wie Delbrück zur Aufstellung dieser Classe gekommen ist, so kann nicht zweifelhaft sein, dass für ihn auch hier ausschließlich ein praktischer Gesichtspunkt maßgebend war. Ob eine Geberde die Stimmung einer Person ausdrückt oder nicht, das ist unter allen Umständen, wenn man die Geberde als ein praktisch brauchbares Zeichen betrachtet, von Bedeutung; über die Herkunft und die sonstigen psychologischen oder geschichtlichen Beziehungen derselben sagt aber dieses Merkmal gar nichts aus. Dieses Beispiel scheint mir daher ein schlagender Beleg dafür zu sein, dass eine solche Orientirung der Erscheinungen nach Gesichtspunkten der praktischen Nützlichkeit für die psychologische wie für die historische Seite der Frage eigentlich bedeutungslos ist, und dass sie darin etwa den alten Eintheilungen der Naturgeschichte gleicht, wo z. B. die Pflanzen nach ihren Standorten oder danach, ob ihre Früchte gegessen werden können oder nicht, geordnet waren.

Ein weiterer Punkt, bei dem ich Delbrücks Bemerkungen über die Geberdeformen und ihre Eintheilung nicht zustimmen kann, betrifft seine Einwände gegen die von mir aufgestellte Classe der »symbolischen Geberden«. »Symbolische Geberden«, sagt er, »finden sich in allen Classen . . . . die symbolische Geberde darf also nicht neben die hinweisende und nachahmende gestellt werden, sondern durchschneidet diese Eintheilung und bildet den Gegensatz gegen die unmittelbar darstellende« (S. 66). Nun habe ich ausdrücklich hervorgehoben, dass jede symbolische Geberde aus einer hinweisenden, nachbildenden oder mitbezeichnenden hervorgegangen ist, und dass sie insofern diesen primären Geberdeformen gegenüber den Charakter einer secundären, wenn auch in gewissen einfachen Formen sicherlich in die frühesten Anfänge der Geberden-

mittheilung zurückreichenden Entwicklung besitzt. Wenn z. B. durch Rückwärtsweisen die Vergangenheit bezeichnet wird, so ist diese Geberde äußerlich mit der demonstrativen auf einen rückwärts gelegenen Ort, wenn durch Naserümpfen moralischer Abscheu ausgedrückt wird, so ist diese mit der mitbezeichnenden Andeutung eines unangenehmen Geruchs übereinstimmend, und in beiden Fällen ist die symbolische Bedeutung ohne Zweifel aus der unmittelbaren entstanden. Aber da jene Bedeutung immerhin eine eigenartige und zudem für die Entwicklungsfähigkeit der Geberdensprache höchst charakteristische ist, so verlangen, wie ich meine, die entsprechenden Geberden auch ihre besondere Stellung in einer Eintheilung der Geberdeformen, und sie lassen sich nicht einfach unter die anderen Formen auftheilen. Die rückweisende Handbewegung ist eben ihrer psychologischen Bedeutung nach keine hinweisende, das Naserümpfen ist keine unmittelbar nachbildende, mitbezeichnende Geberde mehr, sondern in beiden Fällen ist die Geberde zum Zeichen eines andersartigen Gedankeninhalts geworden. Es geht also nicht an, die symbolischen Geberden deshalb, weil sie dem Material der übrigen entnommen sind, völlig in diesen aufgehen zu lassen, ebenso wenig wie es z. B. in der Lautsprache thunlich wäre, Partikeln, die ursprünglich mit Wörtern und Wortgefügen von selbständiger Bedeutung zusammenfallen, aus der Classe der Partikeln auszuscheiden. Höchstens könnte man daran denken, diese Geberdeform wegen jenes Ursprungs den anderen Formen nicht zu coordiniren, sondern zu subsumiren. Hier dürfte aber doch der Gesichtspunkt der psychologischen Zusammengehörigkeit im ersteren Sinne entscheiden, wenn man sich nur gegenwärtig hält, dass diese Eintheilung, so wenig wie die der Wortformen, etwas über die genetische Gleichwerthigkeit und Gleichzeitigkeit aussagen soll. Denn psychologisch hängen die verschiedenen Arten symbolischer Geberden auf das engste

zusammen; und häufiger, als bei den unmittelbar nachbildenden und hinweisenden, kommt es gerade bei ihnen vor, dass Geberden verschiedenen Ursprungs zum Ausdruck einer Vorstellung verbunden werden. Auch lässt sich bei einer solchen gesonderten Behandlung der symbolischen Geberden am ehesten von den verschiedenen Entwicklungsstufen derselben Rechenschaft geben, und lassen sich die gerade bei dieser Form sehr zahlreichen willkürlichen und unter sichtlichem Einfluss der Lautsprache erfundenen Symbole von jenen natürlichen scheiden, die als ein ursprünglicher Besitzstand der Geberdensprache selbst angesehen werden können, und in denen wir daher die muthmaßlichen Ausgangspunkte einer solchen Symbolik vermuthen dürfen. So bin ich z. B. mit Delbrück der Meinung, dass die schräge Bewegung des Zeigefingers vom Munde aus (nicht, wie bei Delbrück S. 66 steht, die rückwärts weisende Geberde) als Zeichen der »Lüge« ein künstlich erfundenes Symbol ist, während ich dagegen in der Bezeichnung des »Wassers« durch die ein Trinkgefäß andeutende hohle Hand eine natürliche, unabhängig von der Lautsprache entstandene symbolische Geberde vermuthe.

Wichtiger als diese Frage nach der Unterscheidung und Eintheilung der einzelnen Geberdeformen erscheint mir jedoch die andere, von Delbrück ebenfalls eingehend behandelte, nach der Entstehung der Geberdensprache, ihrem Verhältniss zur Lautsprache und nach der allgemeinen Bedeutung, die sie demnach für die sprachpsychologischen Probleme überhaupt besitzt. Delbrück wirft mir vor, die vier Arten der Geberdensprache, die ich, weil mir für sie allein zureichende Quellen zur Verfügung standen, eingehender geschildert habe, die der Taubstummen, der Dakota-Indianer, der Neapolitaner und der Cisterciensermönche, »so ziemlich gleichwerthig zu behandeln und die Grenzen zwischen natürlicher und künstlicher

Geberdensprache zu sehr zu verwischen« (S. 67). Doch glaube ich nicht, dass dieser Vorwurf berechtigt ist. Ich habe ausdrücklich von der Geberdensprache der Neapolitaner bemerkt, dass sie eine lange Geschichte hinter sich habe, und dass ihre Zeichen durchweg conventionelle Symbole seien, auf welche, wie der Einfluss gewisser sprichwörtlicher Redensarten auf einzelne Zeichen direct verrathe, die Lautsprache eingewirkt habe (S. 201). Ebenso geht aus meiner Darstellung deutlich hervor, dass ich der Geberdensprache der Indianer zwischen einem solchen conventionellen Zeichensystem und einer natürlichen Geberdensprache, wie sie sich unter günstigen Umständen unter Taubstummen entwickelt, die von der Lautsprache unberührt bleiben, im allgemeinen eine mittlere Stellung anweise. Der ganze Aufbau einer solchen zwischen fremdsprachigen Stämmen geübten Zeichenmittheilung hat den Charakter der natürlichen Geberdensprache; aber einzelne Zeichen lassen zugleich den Einfluss der Tradition und Convention, der Bilderschrift und demgemäß der willkürlichen Erfindung erkennen. Von den Zeichen der Cistercienser endlich habe ich bemerkt, dass sie wegen ihres Ursprungs aus willkürlicher Uebereinkunft für die sprachpsychologischen Fragen von geringer Bedeutung, immerhin aber insofern lehrreich seien, als sie zeigten, »dass eine solche Uebereinkunft da, wo es sich um geläufige sinnliche Vorstellungen handelt, zu ähnlichen leicht verständlichen Zeichen greift wie der natürliche Geberdenausdruck« (S. 147). Ganz entsprechend dieser Würdigung der einzelnen Formen habe ich denn auch die Geberden der Neapolitaner und gewisse conventionelle Zeichen der Indianer nur bei der Erörterung der Wirkungen einer längeren Tradition und des dabei eintretenden »Bedeutungswandels« herbeigezogen, aber doch nicht unterlassen hervorzuheben, dass sich bei diesem Wechsel der Bedeutungen überlieferter Geberden wohl immer die Wirkung der

Lautsprache geltend mache, und dass daher innerhalb der natürlichen Geberdensprache, z. B. der Taubstummen, nur in beschränktem Umfange analoge Uebertragungen der Bedeutung zu beobachten seien (S. 202). Ueberall wo es sich um Fragen handelte, die sich auf den Ursprung sowie auf die Structur der ursprünglichen, von der Lautsprache unbeeinflussten Geberdensprache beziehen, habe ich mich daher ganz auf die natürliche Geberdensprache der Taubstummen und auf den, wie wir mit gutem Grund annehmen dürfen, natürlichen, von der Lautsprache unabhängigen Grundstock der Geberdenmittheilung der Indianer beschränkt. Vor allem ist es also auch die für die Beurtheilung des Verhältnisses zur Lautsprache entscheidende Frage nach der »Syntax der Geberdensprache«, bei deren Untersuchung ich durchaus alle jene mehr oder minder künstlichen und conventionellen Formen der Geberdenmittheilung ausgeschlossen habe.

Delbrück selbst lässt sich nun aber keineswegs, wie man nach jener von ihm mit Recht aufgestellten Forderung einer Sonderung der natürlichen und der künstlichen Geberdenmittheilung erwarten dürfte, auf eine Untersuchung beider und ihrer wesentlichen Unterschiede ein. Vielmehr zieht er unter ihnen ausschließlich eine, nämlich die Geberdensprache der Neapolitaner, also eine ganz und gar conventionell gewordene und zum Theil durch Tradition vielfach veränderte Form, in Betracht. Nun bestreite ich zwar nicht, dass die Geberdensprache der Neapolitaner die einzige ist, von der wir durch das verdienstvolle Werk de Jorios, dem ich mit Delbrück dringend eine Neubearbeitung und Ergänzung wünschen möchte, eine Kenntniss ihrer Geschichte besitzen, zumeist eben deshalb, weil sie zu den Formen der Geberdensprache gehört, die thatsächlich eine längere geschichtliche Entwicklung zurückgelegt haben. Für den Culturhistoriker ist daher sicherlich diese neapolitanische

Geberdensprache weitaus die interessanteste, während die der Taubstummen für ihn kaum in Betracht kommt, und die Indianergeberden schon mehr in das Gebiet der Ethnologie hinüberreichen. Aber dieselben Gründe, die jenen Zweig der Geberdensprache für den Culturhistoriker werthvoll machen, verwandeln sich für den Sprachpsychologen, wenigstens sobald es sich um die fundamentalen Fragen der Entstehung und der natürlichen Structur der Geberdensprache handelt, in Gegengründe gegen ihre Verwerthung. Denn ungefähr mit demselben Rechte, mit dem man die Zeichen der Neapolitaner als das Urbild einer Geberdensprache verwerthet, könnte man auf das selbstverständlich ganz und gar willkürlich erfundene Zeichensystem der Cistercienser verfallen, das ja überdies in den Augen des Historikers vielleicht den Vorzug besäße, dass es nicht nur von einem zuverlässigen Beobachter beschrieben, sondern von solchen, die es anwendeten, selbst zu verschiedenen Zeiten aufgezeichnet worden ist.

Indem sich Delbrück ausschließlich an die traditionelle Geberdensprache der Neapolitaner hält, verwechselt er demnach, wie mir scheint, den Standpunkt des Historikers mit dem des Psychologen. Handelte es sich um eine Geschichte der Geberden, wie eine solche Sittl[1]) zu geben versucht hat, so würde ja eine solche Beschränkung gerechtfertigt sein. Delbrück unternimmt es jedoch, gerade auf Grund dieser culturhistorisch interessanten, aber psychologisch höchstens für gewisse Nebenfragen verwerthbaren Form die Grundfragen über Entstehungsweise und Structur der Geberdensprache zu entscheiden. Weil die Geberdensprache der Neapolitaner aus einzelnen, meist isolirt bleibenden Zeichen besteht, deren jedes durch die in Gedanken hinzugefügten Ergänzungen einem Satze

[1]) C. Sittl, Die Gebärden der Griechen und Römer. 1890.

äquivalent ist, so kehrt er zu der Ansicht Steinthals zurück, die Geberdensprache besitze überhaupt keine Syntax, sondern sie bestehe nur aus einzelnen Zeichen, deren jedes eine »Gesammtäußerung« bedeute, »deren Zerlegung in einzelne Theile noch nicht vorgenommen wird«. Und weil die Geberden der Neapolitaner deutliche Spuren der Beeinflussung durch die Lautsprache an sich tragen, so urtheilt er, die Geberdensprache überhaupt sei durchgängig von der Lautsprache abhängig (S. 69). Dass dies von der Geberdensprache der Neapolitaner und auch wohl der Cistercienser im allgemeinen zutrifft, bestreite ich nicht; dass es aber für die originären Formen der Geberdensprache gilt, das bestreite ich auf das allerentschiedenste, und ich glaube, Delbrück würde zu dieser Behauptung nicht gekommen sein, wenn er den Geberdensprachen der Taubstummen und der Dakota-Indianer einige Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Warum er das unterließ, ist mir nicht ganz klar geworden. Er behauptet zwar gerade von diesen Formen der Geberdensprache, sie seien »von der in der Lautsprache entstandenen Gedankenentfaltung stark beeinflusst«, und er könne daher in der eigenthümlichen Syntax derselben »nur den Erfolg einer Kreuzung der Geberden- und Lautsprache erblicken« (S. 69 f.). Aber wenn damit gemeint sein soll, die Gliederung der Gesammtvorstellung in einzelne Theile werde aus der Lautsprache herübergenommen, so wird eine solche Annahme eben durch diese Syntax selbst widerlegt. Beruhte diese nicht auf der der Geberdensprache selbst zukommenden Gesetzmäßigkeit, so müsste man doch erwarten, dass die Syntax der Lautsprache die der Geberdensprache bestimme. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Vergleicht man die Geberdensprache der Dakota-Indianer, wie sie sich aus den von Mallery in großer Anzahl gesammelten Beispielen, deren ich einige mitgetheilt habe, ergibt, mit den Dakota-Texten, wie sie beispielsweise in

Riggs' »Dacota Grammar«[1]) zu finden sind, so bemerkt man von der der Dacota- wie andern Indianersprachen zukommenden Eigenschaft, näher determinirende Nebenbegriffe den Hauptbestandtheilen des Satzes vorauszustellen, in der Geberdensprache durchaus nichts; vielmehr folgen sie in dieser, wenn sie überhaupt ausgedrückt werden, den Hauptbegriffen, die sie determiniren, regelmäßig nach. Und vergleicht man die Geberdensprachen deutscher und englischer Taubstummer mit der deutschen und englischen Syntax, so ergibt sich der durchgreifende Unterschied, dass die dem attributiven Adjectiv entsprechende Geberde dem zugehörigen Substantivbegriff nicht, wie in der Lautsprache, vorangeht, sondern ihm nachfolgt, und dass umgekehrt die dem Verbum äquivalente Geberde nicht vor sondern nach dem Zeichen für das Object kommt. Vergleicht man ferner die Geberdenfolge des Dakota-Indianers mit der des Taubstummen, so zeigt sich, dass beide mit einander übereinstimmen, wie ich dies an mehreren Beispielen erläutert habe (S. 206 ff.). Nun gebe ich gerne zu, dass das Material, auf das sich diese vergleichende Betrachtung stützt, ein beschränktes ist, und dass es namentlich wünschenswerth sein würde, in ähnlicher Weise, wie wir einigermaßen die Taubstummensprachen verschiedener Länder vergleichen können, so auch in den Stand gesetzt wären, die Geberdenfolgen bei den Indianerstämmen mit syntaktisch abweichenden Lautsprachen zu Rathe zu ziehen. Aber die Arbeit Mallerys über die Dakota-Indianer ist leider die einzige, mir bekannt gewordene, die in dieser Richtung ein zureichendes Material bietet. Dafür ist allerdings dieses Material um so reicher und werthvoller. Mallery hat selbst zwei Jahre unter den Dakotas gelebt. Er hat ihre Zeichen sorgfältig gesammelt, eine große Anzahl von Texten ihrer Geberdensprache mitgetheilt und, worauf vielleicht

---

[1]) Contributions to North American Ethnology. Vol. IX, 1893, p. 83 ff.

in diesem Fall ein besonderer Werth zu legen ist, er hat sich lediglich darauf beschränkt, die Thatsachen zu berichten, ohne Reflexionen daran zu knüpfen, so dass ein Verdacht, als wenn ihn irgend welche vorgefasste Meinungen geleitet hätten, hier nicht aufkommen kann. Ich würde es daher für sehr ungerechtfertigt halten, wenn Delbrück sein Misstrauen gegen die Mittheilungen über die Sprachen der »Naturvölker« auch auf dieses werthvolle Material übertragen wollte. Ebenso wenig kann ich es aber billigen, wenn seine Bemerkung, die Geberdensprache der Taubstummen sei »bekanntlich in Deutschland nicht mehr vorhanden, da wir uns jetzt durchweg bemühen, die Taubstummen sprechen zu lehren« (S. 64), etwa andeuten sollte, dass die Berichte über diese Sprache auf einer unsichern Tradition beruhen, und dass man daher gut thue, auf ihre psychologische Verwerthung zu verzichten. Erstens ist die Behauptung, dass die Sprache der Taubstummen in Deutschland verschwunden sei, nicht richtig. Vielmehr gilt die Beobachtung, die vor vierzig Jahren E. B. Tylor bei seinem Besuch deutscher Taubstummenanstalten gemacht hat, noch heute, dass aller Unterricht, sei es in irgend einer künstlichen Zeichensprache, sei es in der Lautsprache, den Trieb des Taubstummen, sich mit seinen Genossen durch natürliche Geberden zu verständigen, nicht unterdrücken kann, und dass manchmal auf dem Wege von der Schulstube zum Spielplatz das mühselig Erlernte spurlos verschwunden zu sein scheint[1]). Eben dieser unausrottbare Trieb zur Geberdenmittheilung ist es, der denn auch unter den Taubstummenlehrern eine energische Reaction gegen die auf gewaltsame Unterdrückung der Zeichensprache gerichteten Bestrebungen wachgerufen hat[2]). Aber wenn selbst

---

[1]) E. B. Tylor, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit. Deutsch von H. Müller. (1866.) S. 29.

[2]) Heidsieck, Der Taubstumme und seine Sprache. 1889. S. 254 f.

gegenwärtig unter den deutschen Taubstummen die Geberdensprache verschwunden wäre, was sie nicht ist, so würde sie doch immer noch in andern europäischen Ländern existiren, z. B. in England, wo sich der Unterricht in der Lautsprache weniger eingebürgert hat; und zudem besitzen wir zuverlässige Berichte aus den deutschen Taubstummenanstalten von vor fünfzig und mehr Jahren, wo die heutige Tendenz zu frühzeitiger Erlernung der Lautsprache noch nicht so allgemein durchgedrungen war. Warum wir aber den Mittheilungen von W. R. Scott, weil sie sich auf englische Taubstumme beziehen, oder den Beobachtungen von Schmalz, weil sie vor 60 Jahren veröffentlicht sind, keinen Werth für die Erkenntniss der Geberdensprache beimessen sollten, ist nicht einzusehen. Man kann also nur annehmen, dass Delbrücks Abneigung, sich auf diese Dinge einzulassen, aus dem Misstrauen entspringt, ob bei jenen Beobachtungen auch ein zureichendes psychologisches und sprachwissenschaftliches Verständniss vorhanden gewesen sei. Doch würde nach meiner Ueberzeugung ein solches Misstrauen hier ebenso wie den Mittheilungen Mallerys über die Indianerzeichen gegenüber ungerechtfertigt sein, da sie in dieser Beziehung hinter den Mittheilungen de Jorios durchaus nicht zurückstehen. Auch Schmalz und Scott haben ihren Taubstummen einfach das Gesehene nachgeschrieben, ohne sonderlich darüber zu reflectiren; und nicht anders ist Tylor bei seinen großentheils in deutschen Taubstummenanstalten gesammelten Beobachtungen verfahren. Wir haben also keinen erdenklichen Grund, daran zu zweifeln, dass sich die Dinge wirklich so verhalten, wie sie von diesen Beobachtern geschildert sind, um so mehr, da die von ihnen unabhängig beobachteten Thatsachen in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen.

Demnach muss ich trotz des Delbrück'schen Einwandes, die Geberdensprachen der Taubstummen und der Indianer

seien allzu sehr von der Lautsprache inficirt, um ein reines Beobachtungsmaterial abzugeben, bei meiner Ansicht beharren, dass sich im Gegentheil in diesen Sprachen verhältnissmäßig am meisten der Charakter einer »natürlichen Geberdensprache« erhalten hat, und dass insbesondere die Sprache der Taubstummen den einzigen Fall bildet, wo wir unter günstigen Umständen noch heute die Entstehung einer solchen aus ihren natürlichen Bedingungen heraus beobachten können. Ich bekenne aber, dass es neben den angegebenen objectiven Gründen noch eine subjective Beobachtung gibt, die nach meiner Meinung für diese Ansicht schwer ins Gewicht fällt, und die, obgleich ich nicht versäumt habe auf sie hinzuweisen, von Delbrück unbeachtet geblieben ist. Das ist die Beobachtung, dass, wenn man sich mit einem Taubstummen in Geberden zu unterhalten sucht, unversehens die Syntax der geläufigen Lautsprache aus dem Spiele bleibt, und dass man sich gewissermaßen dabei überrascht, dieselbe Stellung der Geberdezeichen anzuwenden, deren sich der Taubstumme selbst bedient. Dies geschieht aber aus den nämlichen, überall, wo die Geberde ausschließlich als Hülfsmittel der Verständigung dient, sich geltend machenden psychologischen Motiven heraus, auf die ich, da sie in meinem Buche S. 213 ff. eingehend erörtert sind, nicht noch einmal zurückkommen will. Allerdings geschieht dieser Uebergang von der gewohnten zu der neuen Syntax nicht mit einem Schlag. Auf den in Geberden sich Unterredenden übt naturgemäß zunächst noch die eingeübte Sprache einen gewissen Einfluss aus. Aber es ist doch höchst bemerkenswerth und zugleich für die Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit der Geberdensprache bezeichnend, dass sich dieser Einfluss sehr wohl auch in der umgekehrten Richtung geltend machen kann, indem Taubstumme, die an die Geberdensprache gewöhnt sind, nicht bloß die Eigenschaft derselben,

das Abstracte concret auszudrücken, sondern auch ihre Syntax auf ihre schriftlichen Mittheilungen übertragen (S. 209).

Es bliebe nach allem dem, um Delbrücks Auffassung wenigstens theilweise zu retten, nur übrig, anzunehmen, dass zwar, nachdem einmal durch den Einfluss der Lautsprache die Gliederung des Gedankeninhaltes in die Geberdensprache hineingerathen war, diese nun in Bezug auf die Art und die Aufeinanderfolge der Zeichen durch die in ihr selbst liegenden Motive zu ihren eigenthümlichen Abweichungen veranlasst worden sei. Aber auch in dieser Beschränkung scheint mir Delbrücks Ansicht unhaltbar zu sein. Denn auch dann noch würde man, wie es Delbrück thut, von der Voraussetzung ausgehen müssen, dass sich in den Geberdezeichen der Neapolitaner und in analogen neben der Rede gebrauchten Symbolen anderer Culturvölker die ursprüngliche Natur der Geberdensprache am reinsten erhalten habe, und dass diese dagegen in solchen Fällen, wo sie für sich allein besteht oder mindestens in der einzelnen Anwendung der Beihülfe der Lautsprache gänzlich entbehren muss, wie bei der genuinen Taubstummensprache und bei dem Verkehr verschiedensprachiger Indianerstämme, durch die Lautsprache inficirt sei. Es scheint mir auf der Hand zu liegen, dass das Gegentheil dieser Annahmen das Richtige treffen wird. Wie bei dem Neapolitaner die einzelne Geberde meist aus einer langen Tradition hervorgegangen ist, die theils die Spuren ihres Ursprungs gänzlich verwischt hat, theils deutlich auf die Einflüsse der Lautsprache hinweist, so scheint mir auch da, wo hier irgend einmal ausschließlich eine Mittheilung durch Geberden geschieht, jene Convention, die allmählich einer ursprünglich nur eine einzelne Vorstellung bezeichnenden Geberde die Bedeutung eines ganzen Satzes gegeben hat, hinreichend erkennbar zu sein. Wenn z. B. in Neapel und anderwärts die Geberde des »Schnippchen-

schlagens« als Aequivalent des ganzen Satzes vorkommt »du bist mir ganz gleichgültig« oder »ich verachte dich«, oder wenn der Neapolitaner durch eine ganz bestimmte Geberde, Herabziehen des unteren Augenlides mit auf eine bestimmte Person gerichtetem fixirendem Blick, den ganzen Satz ausdrückt »traue ihm nicht« u. s. w., so würde der Taubstumme diese und ähnliche Geberden wahrscheinlich nicht verstehen, und er würde, um solche Sätze auszudrücken, zu mehreren mit einander verbundenen Geberden greifen müssen. Der Neapolitaner substituirt also einzelne Zeichen ganzen Sätzen nicht deshalb, weil seine Zeichensprache die ursprünglichere ist, sondern im Gegentheil, weil sie in Folge einer langen geschichtlichen Ueberlieferung und unter den specifischen Culturbedingungen, unter denen sie sich entwickelt hat, in ein conventionelles System von Zeichen übergegangen, und theilweise auch deshalb, weil sie nebenbei zu einer Geheimsprache der Vagabunden und Diebe geworden ist, in der absichtlich die thunlichste Abbreviatur erstrebt wird, — im vollen Gegensatz zu dem Taubstummen, der sich so verständlich wie möglich machen will, und der daher, wenn nicht ausnahmsweise in einer Taubstummenanstalt ähnliche Motive conventioneller Abkürzung eintreten, den Gedanken auch im Geberdenausdruck möglichst vollständig entwickelt. Da die Form der Sprache vor allen Dingen, wo nicht eben abändernde conventionelle Motive wirken, Ausdruck der natürlichen Form des Denkens ist, so müsste man ja überdies, wenn man die These Delbrücks aufrecht erhalten wollte, entweder zu der alten Vorstellung zurückkehren, die Sprache bestehe ursprünglich aus einzelnen, von einander isolirten Wörtern, nicht aus Sätzen, die sich nachträglich in Worte gliedern lassen; oder man müsste, wenn man mit Delbrück für den Satz der Lautsprache die Gliederung des Gedankens als wesentlich anerkennt, voraussetzen,

die Taubstummen seien psychisch anders organisirte Wesen als die übrigen Menschen, so dass ihnen die dem menschlichen Bewusstsein sonst eigene Gedankengliederung erst von außen mitgetheilt werden müsste. Zu so verwegenen Annahmen zu greifen, liegt aber, wie ich glaube, kein Grund vor. Dann nach allem was wir aus directer Beobachtung und geschichtlicher Ueberlieferung wissen, ist die neapolitanische Geberdensprache eine conventionell gewordene Abbreviatursprache, deren ursprüngliche Entstehungsbedingungen meist gänzlich verschüttet sind, während die Sprache der Taubstummen noch heute unter unsern Augen entstehen kann und, mit wenigen, ebenfalls durch speciellere Convention und Tradition bedingten Ausnahmen, in ihrem ganzen Aufbau unmittelbar psychologisch verständlich ist. Wenn darum Delbrück den Fall, wo durch eine Geberde nicht sofort ein ganzer Satz, sondern nur ein Theil eines solchen ausgedrückt werde, für einen von den »Grenzfällen« hält, »die nirgends fehlen, wo es sich um geschichtliche Entwicklung handelt« (S. 69), so haben wir, wie ich glaube, allen Grund, umgekehrt die Geberden der Neapolitaner, die einen zusammengesetzten Gedanken in einem einfachen, nur dem Eingeweihten verständlichen Zeichen ausdrücken, für »Grenzfälle« zu halten, die nur da möglich sind, wo die Erscheinungen eine lange geschichtliche Entwicklung hinter sich haben, und wo sich die in einer Geberdensprache Verkehrenden gleichzeitig in der Lautsprache verständigen können, Bedingungen, von denen mindestens die zweite, häufig aber auch die erste bei dem Verkehr fremdsprachlicher Stämme und bei den Taubstummen fehlen. Wäre die Ansicht Delbrücks zutreffend, so würde das was ich über die Syntax der Geberdensprache ausgeführt habe nicht nur, wie er schonend sich ausdrückt, »einen Theil seines Interesses«, sondern es würde so ziemlich alles Interesse verlieren. Die Geberdensprache

würde dann ein culturhistorisch interessantes, aber psychologisch im wesentlichen bedeutungsloses Phänomen sein. Dass sie das erstere ist, wenigstens in den Fällen, wo sich, wie bei den Neapolitanern, der Ursprung gewisser Geberden bis in das Alterthum zurückverfolgen lässt, leugne ich nicht. Für die Sprachpsychologie liegt jedoch das Hauptinteresse der Geberdensprache gerade darin, dass sie in ihren fundamentalen Eigenschaften, und insbesondere auch in der Gliederung der Gedanken, eine echte, wenn auch eigenartige und unvollkommene Form der Sprache ist, die eben deshalb, weil sie noch heute unter uns entstehen kann, auf das Problem des Ursprungs der Sprache, und in den Erscheinungen, welche die Aufeinanderfolge der Geberden darbietet, auf die psychologischen Motive, denen die syntaktische Fügung der Worte folgt, einiges Licht wirft. Natürlich darf man aber dabei nicht übersehen, dass zu diesen Motiven in der Lautsprache weitere hinzutreten, deren Aufhellung voraussichtlich nur durch die gemeinsamen Bemühungen der Sprachgeschichte und der Sprachpsychologie gelingen kann.

IV.

Nicht ohne Zagen unternehme ich es, auf eine zweite Reihe von Problemen, bei denen meine Ausführungen in vielen Punkten den Widerspruch Delbrücks herausgefordert haben, noch einmal zurückzukommen: auf die Probleme des Lautwandels. Je mehr ich hier hinsichtlich des thatsächlichen Materials die Autorität des Sprachhistorikers als eine für mich maßgebende anerkennen muss, um so mehr fällt natürlich nicht nur für mich, sondern voraussichtlich auch für Andere sein Widerspruch ins Gewicht. Wenn ich trotzdem diesem Widerspruch einige Bedenken entgegensetze, so können sich

diese darum selbstverständlich nicht auf die Thatsachen, sondern nur theils auf die psychologische oder psychophysische Deutung derselben, theils aber auch auf Missverständnisse beziehen, denen meine Ausführungen begegnet zu sein scheinen.

Um zunächst das letztere vorauszunehmen, so habe ich den Eindruck, als wenn der Leser, der meine Interpretation der germanischen Lautverschiebung in Delbrücks kurzer Darstellung liest, ein nur wenig zutreffendes Bild von dem erhalten wird, was ich wirklich ausgeführt habe. In Delbrücks Wiedergabe nimmt sich die Sache ganz so aus, als wenn der Uebergang der Aspirata in die Media und dieser in die Tenuis von mir wie ein ausnahmsloser Vorgang behandelt worden sei, der im wesentlichen allein den Thatbestand des Grimm'schen Gesetzes ausdrücke, und bei dem zugleich die Verschiebungen mit einem Schlag erfolgten, so dass beispielsweise die aspirirte Media *bh* ohne weiteres durch Fallenlassen der Aspiration in die tönende Media *b* übergegangen wäre. Die von mir aus Anlass der experimentellen Beobachtungen über den Einfluss der Beschleunigung des Redeflusses auf den Charakter der Laute gemachte Bemerkung, der harte Explosivlaut sei, so lange nur überhaupt deutlich articulirt wird, immer derjenige der sich am leichtesten einer möglichst raschen Articulation anpasst, — diese Bemerkung führt Delbrück (S. 104) so an, als solle sie die Erscheinungen des Grimm'schen Gesetzes samt und sonders erklären. Demzufolge bezeichnet er den Uebergang von *p*, *t*, *k* in *f*, *þ* (engl. *th*), *ch* als eine Instanz gegen meine Auffassung, während ich doch im unmittelbaren Anschlusse an jenen Satz bemerkt hatte, bei der Tenuis pflege (wie ebenfalls die experimentelle Beobachtung lehrt) die Beschleunigung des Redeflusses in dem Sinne zu wirken, »dass ein vollständiger Verschluss nicht mehr entsteht und sich nur stimmlose oder tönende Spiranten bilden wie *w*, *v*,

f oder *s*, *dz*, *z* oder endlich *x*, *ch*, *h*«. (Völkerpsychologie I, S. 421.)

Demnach muss ich behaupten, dass Delbrücks Darstellung von meinen Ausführungen ein unrichtiges Bild gibt. Denn ich habe 1) ausdrücklich bemerkt, dass der Process der Lautverschiebungen ein stetiger sei, bei dem selbst da, wo wir die gleiche Schreibung für die Laute verwenden, die letzteren erhebliche Unterschiede in sich bergen, »die zugleich theils als verschiedene Stufen, theils aber auch als verschiedene Differenzirungen des eingetretenen Lautwandels anzusehen seien« (S. 408); und ich habe 2) die Formeln des Grimm'schen Gesetzes überall nur als einen Totalausdruck für die allgemeine Richtung der Veränderungen bezeichnet, der, wie ja schon jener Hinweis auf »verschiedene Differenzirungen« andeutet, von mannigfachen Nebeneinflüssen nicht frei sei, so dass, wie namentlich bei den Medien, bald der Uebergang nur vorübergehend eingetreten, bald aber auch von einer Rückwärtsbewegung durchkreuzt werde (S. 409). Endlich habe ich 3) hervorgehoben, dass die früher von dem Grimm'schen Gesetz gegebene Darstellung als einer Art von Kreislauf der Lautänderungen deshalb falsch sei, weil sie die ursprüngliche Tenuis asp. und Media asp. mit der durch den Lautwandel selbst erzeugten Spirans auf gleiche Linie stelle, während doch jene ursprünglichen Aspiratae durch die Beschleunigung des Redeflusses am leichtesten verschwinden, die als letztes Erzeugniss des Lautwandels entstandene Spirans dagegen eine der beiden Wirkungen darstelle, die je nach der Beschaffenheit des Ausgangslautes die Beschleunigung des Redeflusses auf diesen ausüben könne: Uebergang des tönenden Stimmlautes in den reinen Verschlusslaut (Media in Tenuis), und Abnahme des Verschlusses (Uebergang von Tenuis in Spirans).

Nun kann ich nicht finden, dass die Bemerkungen Delbrücks

irgend welche entscheidende Gegengründe gegen diese Aufstellungen enthalten. Wenn er ausführt, ai. *bhárati* »er trägt« sei nicht ohne weiteres in got. *bairan* »tragen« übergegangen, sondern beim Uebergang der Aspirata in Media sei überall die Zwischenstufe einer Spirans *ƀ*, *đ*, *ȝ* und möglicher Weise noch die einer vorausgehenden tönenden Affricata, also *bƀ*, *dđ*, *ȝȝ*, durchlaufen worden (S. 103), so steht das durchaus in Uebereinstimmung mit meiner Bemerkung, dass alle solche Uebergänge stetig und allmählich erfolgt sind. Denn dass jene als Zwischenstufe zwischen Aspirata *bh* und Media *b* aufgetretene Spirans mit derjenigen Spirans, die wir als Endstufe des Verschiebungsprocesses antreffen, *w* oder *f*, identisch gewesen sei, wird auch Delbrück schwerlich behaupten. Wie unsere geschriebenen Symbole, so sorgfältig wir sie phonetisch differenziren mögen, immer noch einen Spielraum von Lauten umfassen, so, und noch mehr, gilt das von den Wortbezeichnungen Aspirata, Spirans, Media u. s. w. Jene Spirans *ƀ* war eben, wie auch die wahrscheinliche Zwischenstufe der Affricate *bƀ* zeigt, ein Uebergangslaut zwischen *bh* und *b*. Wäre sie das nicht gewesen, so würde es sich um eine »springende« und keine stetige Lautänderung handeln.

Auf der andern Seite lässt sich nun aber doch, wie ich meine, nicht verkennen, dass es ein Vorzug einer Theorie ist, wenn sie die zu erklärenden Erscheinungen mit anderen, wohl bekannten Thatsachen in Zusammenhang zu bringen vermag, statt auf unbekannte oder durchaus hypothetische Vorgänge zu recurriren. Solche fragwürdige Erklärungsgründe sind z. B. in diesem Fall die Natureinflüsse, aber auch die Rassen- und Sprachmischungen, von denen wir weder wissen, in welchem Umfange sie überhaupt stattgefunden haben, noch wie sie speciell mit dem Lautwandel in Beziehung stehen mögen. Dagegen knüpft die Annahme, dass die Beschleunigung des Rede-

flusses einen Einfluss ausgeübt habe, der die allgemeine Richtung der germanischen Lautverschiebungen erklärt, einerseits an leicht zu bestätigende Thatsachen der experimentellen Beobachtung, anderseits an eine Wirkung der Cultur auf das Tempo der Rede an, die wir für eine jüngere Vergangenheit unmittelbar nachweisen können. Ich will hier das, was ich früher über die in dem Tempo des musikalischen Rhythmus und, wie wir aus manchen Anzeichen schließen dürfen, auch der gewöhnlichen Rede während der letzten Jahrhunderte eingetretenen Veränderungen bemerkt habe, nicht noch einmal wiederholen (I, S. 418 f.); ich weise nur darauf hin, weil Delbrück diese Dinge ganz mit Stillschweigen übergeht, obgleich es doch, wie ich glaube, ein Grundsatz nicht bloß der Sprachpsychologie, sondern auch der Sprachgeschichte ist oder wenigstens sein sollte, dass man zunächst aus den unserer Beobachtung gegebenen Thatsachen diejenigen, deren Entstehung uns unbekannt ist, zu begreifen sucht. Nun ist allerdings der scheinbar plausible Einwand erhoben worden, es sei »nicht der leiseste Anhalt vorhanden, die urgermanische oder auch die ahd. Sprechweise uns besonders schnell und lebhaft zu denken und zu irgend einer Zeit eine energische Beschleunigung anzunehmen; im Gegentheil müssten wir nach allen Instanzen uns dieselbe eher langsam, feierlich und schwerfällig vorstellen«[1]). Mit der letzteren Bemerkung bin ich ganz einverstanden; ja ich gehe noch weiter: schon die Sprechweise namentlich der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts haben wir guten Grund, auf deutschem Sprachgebiet gegenüber der unseren als gravitätisch, also wesentlich langsamer uns vorzustellen, obgleich sich nennenswerthe äußere Gründe für diese Veränderung kaum anführen lassen, ja im Gegentheil der heute

[1]) H. Meyer, Ueber den Ursprung der germanischen Lautverschiebung, Zeitschr. f. deutsches Alterthum und deutsche Litteratur, Bd. 54, 1901, S. 108.

mehr zurücktretende Einfluss der französischen Litteratur eher eine gegentheilige Wirkung erwarten ließe. Aber die Begriffe des Gravitätischen, Majestätischen sind, wie die des Schnellen und Langsamen, relativ. Die Sprache des 18. Jahrhunderts würde dem Deutschen des 14. und 15. schwerlich gravitätisch erschienen sein. Auch mich muthet das Althochdeutsche »majestätisch« an; aber das Gotische thut es noch mehr, und welchen Eindruck das Urgermanische auf mich machen würde, weiß ich nicht zu sagen, weil sich allein aus zusammenhängenden Litteraturdenkmälern, die bei dieser ganz und gar linguistisch construirten Sprache natürlich fehlen, auf das Tempo der Rede einigermaßen zurückschließen lässt. Wir können also hier nirgends einen unsern heutigen Gewohnheiten entsprechenden absoluten Maßstab anlegen. Aus welchen Gründen zu bestimmten Zeiten eine energischere Beschleunigung eingetreten sei, weiß ich freilich auch nicht zu sagen. Es mag ja sein, dass hier Wanderungen der Völker, Berührungen mit andern Stämmen mit im Spiele sind. Die Ursprünge namentlich der ersten, gemeingermanischen Lautverschiebung sind bekanntlich so sehr in Dunkel gehüllt, dass sich hierüber schwerlich jemals etwas sicheres ausmachen lässt. Auf alle Fälle scheint mir aber der ganze Charakter der Lautverschiebungen auf innere, in der Sprachgemeinschaft selbst entstandene Einflüsse hinzuweisen; und sobald man dies zugibt, ist es doch wohl am wahrscheinlichsten, hier solche Einflüsse anzunehmen, die einerseits nach der experimentellen Beobachtung Wirkungen im Sinne der Lautverschiebungen hervorrufen können, und die sich anderseits in der That als fortwährend wirksam nachweisen lassen.

Diesen Erwägungen ist, wie ich glaube, ein um so größeres Gewicht beizulegen, als nach dieser Auffassung die Lautverschiebungen nicht mehr ein isolirtes Gebiet für sich bilden,

das den sonstigen Vorgängen des Lautwechsels abgesondert gegenübersteht, sondern als sie mit der Mehrzahl der »Contactwirkungen der Laute«, den Assimilationen und zumeist wohl auch den Dissimilationen, demselben Gesichtspunkte unterstellt werden, wie denn ja die regressive und nicht minder die progressive Assimilation, sobald diese bei dem Contact consonantischer Laute eintritt, sichtlich mit einer Beschleunigung des Tempos der Rede zusammenhängen, was schon Brugmann hervorgehoben hat. Wenn dagegen Delbrück bemerkt, meine Vermuthung, »als hinge gerade das Vorwalten regressiver Assimilationen mit der Neigung zur Beschleunigung des Redeflusses zusammen«, gerathe dadurch ins Schwanken, dass im Deutschen die progressiven Assimilationen stark vertreten seien (S. 106), so kann ich die Triftigkeit dieses Ausspruchs nicht anerkennen. Denn ich bin zwar der Ansicht, dass die regressive Assimilation immer auf eine psychophysische Anticipation der Articulationsbewegungen hinweist, die naturgemäß durch die Beschleunigung der Rede begünstigt wird; ich bin aber nicht der Ansicht, dass bei der progressiven die Nachwirkung der vorangegangenen Laute ausschließlich oder gar stets in dem Sinne sich geltend mache, der einer solchen Beschleunigung entgegenwirke. Letzteres gilt, wie ich meine, nur für die sogenannte »Vocalharmonie«. Progressive consonantische Assimilationen, wie *dumb* — *dumm*, *klimben* — *klimmen* u. s. w., stehen dagegen sichtlich ebenso unter dem Einfluss des beschleunigten Tempos wie *entfangen* — *empfangen*, *habte* — *hatte* u. s. w. Hier kommt es wohl nur auf die ursprüngliche Beschaffenheit der Lautcomplexe an, ob unter dem Einfluss des beschleunigten Tempos die eine oder die andere Assimilation eintritt.

Mehr noch als die Contactwirkungen scheinen mir endlich die analogen Erscheinungen auf fremden Sprachgebieten eine

Zurückführung der Lautverschiebungen auf Bedingungen nahe zu legen, denen eine allgemeinere, nicht auf specielle locale oder nationale Verhältnisse beschränkte Bedeutung beizumessen ist. Ich habe schon früher (I, S. 404) auf die analogen Lautverschiebungen im Finnischen hingewiesen. Mittlerweile ist Meinhofs oben erwähnte Lautlehre der Bantusprachen erschienen. Da finden sich nun für die Verschlusslaute des aus den gegenwärtig bestehenden Dialekten zu construirenden »Ur-Bantu« in dem Pe̤li̤ folgende Vertretungen: *χ* für *k*, *f* für *p*, *k* für *ṅg*, *nt* für *nd*, *mp* für *mb*, *nth* für *nt* u. s. w. [1]). Das sind Erscheinungen, die, wie schon H. Meyer bemerkt hat, fast bis ins Einzelnste der germanischen Lautverschiebung gleichen. Könnte man bei den uralischen Sprachen allenfalls noch an frühe Berührungen mit den Germanen denken, durch die in der einen oder andern Richtung eine äußere Uebertragung stattgefunden habe, so ist das gleiche bei den Bantusprachen natürlich ausgeschlossen. Wo aber derart übereinstimmende Veränderungen völlig unabhängig von einander eingetreten sind, da kann nur an Ursachen gedacht werden, die mit weit verbreiteten natürlichen Entwicklungsbedingungen der Sprache zusammenhängen. Schwerlich dürfte es nun Bedingungen von ähnlich allgemeiner Verbreitung geben wie diejenigen, die in der fortschreitenden Sprachübung und in der ihr parallel gehenden Beschleunigung des Redeflusses ihre Quelle haben. Ob dieses Moment zu bestimmten Zeiten besonders wirksam wird, das hängt dann freilich von weiteren Culturbedingungen ab, die, wo es sich um prähistorische Zustände handelt, selbstverständlich unauffindbar und auch in geschichtlichen Zeiten wohl schwer zu ermitteln sind. Denn gerade diejenigen Einflüsse, die auf den Verlauf der in der Sprache zum Ausdruck kommenden psychischen Vorgänge

---

[1]) C. Meinhof, Grundriss einer Lautlehre der Bantusprachen. 1899. S. 31 ff. und die Tabellen S. 194 ff.

einwirken, entziehen sich fast ganz unserer historischen Nachweisung. Wer möchte z. B. unternehmen, bestimmte geschichtliche Ursachen dafür anzuführen, dass die durchschnittliche Schnelligkeit des musikalischen Tempos und die Stimmung der musikalischen Instrumente seit der Mitte des 18. Jahrhunderts so beträchtliche Veränderungen erfahren hat? Auch ist nicht zu vergessen, dass sich je nach den sonstigen Bedingungen, denen die Entwicklung der Sprache unterworfen ist, übereinstimmende psychische Kräfte doch in verschiedener Weise äußern können. So scheinen im Französischen weniger die Lautverschiebungen als die starken Lautverstümmelungen und der mit ihnen wahrscheinlich zusammenhängende Uebergang der exspiratorischen Accente in Tonaccente auf analoge Bedingungen hinzuweisen.

Seine Erörterung der Lautverschiebungen schließt zwar Delbrück mit der Bemerkung, eine positive Ansicht über den Ursprung derselben habe er nicht aufzustellen (S. 104). Doch hat er in dem Vorangegangenen einige allgemeine Gesichtspunkte über die Ursachen der Lautänderungen überhaupt entwickelt, die er jedenfalls auch für die Lautverschiebungen als maßgebend ansieht. Ich übergehe hier alles was der Verf. mit gewohnter Klarheit auf wenig Seiten über den Stand der Frage auseinandersetzt, um bei einem Punkt etwas näher zu verweilen, bei dem er sich einer vornehmlich von H. Paul zur Geltung gebrachten, aber auch sonst, so viel ich sehen kann, in der neueren Sprachforschung weit verbreiteten Anschauung anschließt. Eine Aenderung in der Lautgebung einer Sprache oder eines Dialektes, so formulirt Delbrück diese Anschauung, kann man sich nur so vorstellen, »dass eine Neuerung bei einem Einzelnen beginnt und sich von ihm aus in weitere und weitere Kreise fortsetzt. Den hauptsächlichsten Grund, warum die Mehreren den Wenigen nachahmen, darf man wohl in dem

persönlichen Einfluss der Wenigen suchen. Auf diese Weise können sogar auf persönlichem Geschmack beruhende Eigenheiten oder Fehler eines Einzelnen sich weiter ausbreiten« (S. 98). Delbrück erinnert in diesem Sinn, und um zugleich für die Absichtlichkeit mancher dieser von Individuen ausgehenden Abänderungen einzutreten, an die näselnde Aussprache gewisser Gesellschaftsklassen, daran, dass, wie Brenner (Phonetik S. 15) bemerkt, die Ungebildeten in mehreren deutschen Dialekten gern *ü* für *i* sprechen, »um zu zeigen, dass sie auch fein sind«, und ähnliches mehr (S. 101).

Diese Hervorhebung des persönlichen Einflusses Einzelner auf die Sprachgemeinschaft erinnert einigermaßen an die Rolle, die dieser Einfluss in Ludwig Noirés bekannter Theorie vom Ursprung der Sprache gespielt hat. Wie diese Theorie den ursprünglichen Sprachlaut, so betrachtet jene Auffassung des Lautwandels eine irgendwo eingetretene und allgemein gewordene Lautänderung gewissermaßen als ein Zufallsproduct. Die Abweichung, die sich ein Einzelner erlaubt, mag ja individuell ihre Ursachen haben, für die Sprachgemeinschaft ist sie jedenfalls ein äußerer Zufall, der nur wegen des dem Menschen nun einmal angeborenen Nachahmungstriebes eine weiter reichende Wirkung ausübt. Hätte jener Einzelne, von dem die Veränderung ausging, nicht existirt, oder wäre ihm zufällig diese bestimmte Abweichung von den bisherigen Sprachgewohnheiten nicht begegnet, so würde der ganze schließlich generell gewordene Lautwandel unterblieben sein.

Ich kann nicht finden, dass diese Theorie, so vielfachen Beifalls sie sich auch offenbar von Seiten der Sprachforscher erfreut, irgend eine psychologische Wahrscheinlichkeit für sich hat. Natürlich leugne ich nicht, dass das Beispiel eines Einzelnen, wie in der Sitte, so auch in der Sprache, nachgeahmt werden kann, und dass sogar ein willkürlicher Einfall in einem

einzelnen Fall eine weit reichende Wirkung haben mag. Das Tabu der Polynesier, welches auf längere Zeit oder dauernd ein Wort, einen Namen aus der Sprache verschwinden lässt, ist ja ein bekanntes Beispiel dieser Art. Aber dass generelle, nach denselben Gesetzen in allgemeingültiger Form wiederkehrende Erscheinungen, wie die Lautverschiebungen, die Assimilationen und Dissimilationen, die Analogiebildungen, in dem zufälligen Versprechen oder gar in dem willkürlichen Einfall eines Einzelnen ihre Quelle hätten, das halte ich nicht nur für unerwiesen, sondern auch für durchaus unwahrscheinlich. Selbstverständlich hat ja die Sprache so wenig wie die sprechende Gemeinschaft eine von den Einzelnen unabhängige Existenz. Doch aus der Thatsache, dass sie nur als eine Function der einzelnen sprechenden Individuen existirt, darf noch nicht geschlossen werden, dass jede Aenderung von einem Einzelnen ausgeht. Vielmehr hat, wo dies je einmal der Fall sein sollte, die individuell entstandene Abweichung im allgemeinen nur dann Aussicht auf Bestand und weitere Ausbreitung, wenn ihr in den andern Mitgliedern der Sprachgemeinschaft die Neigung oder die Anlage zur gleichen Abweichung entgegenkommt. Wo diese Anlage stark ist, wie wir das nicht nur in allen Fällen regulären Lautwandels, sondern auch überall da voraussetzen dürfen, wo dieser wieder durch allgemein verbreitete psychische oder psychophysische Bedingungen durchkreuzt wird, da wird es daher auch ein in Wirklichkeit kaum vorkommender Grenzfall sein, dass thatsächlich der Vorgang nur auf ein Individuum zurückführt. Als sich *broþar* allmählich in *bruoder*, *bruder*, oder als sich Wörter wie *entfangen*, *habte* in *empfangen*, *hatte* umwandelten, oder auch, als *sturben* durch Association mit *starb* und mit andern des Umlauts im Plural entbehrenden Formen in *starben* überging, da waren die Bedingungen, die solche Veränderungen begünstigten, überall bei den Mitgliedern der engeren

oder weiteren Sprachgemeinschaft, in der sie zunächst eintraten, verbreitet, sei es, dass diese Bedingungen in allmählichen Veränderungen in der Einstellung der Articulationsorgane bestanden, wie bei dem regulären Lautwandel, oder in Laut- und Begriffsassociationen, wie bei den sogenannten Analogiebildungen, oder endlich in den physischen und psychischen Contactwirkungen der Laute, wie bei den Assimilationen und Dissimilationen. Je verbreiteter aber diese Bedingungen waren, um so mehr konnten und mussten die Lautänderungen von vielen Einzelnen unabhängig vollzogen werden, während Veränderungen, die wirklich nur von einem Einzelnen sei es unabsichtlich sei es willkürlich vollzogen wurden, in der Regel spurlos wieder verschwanden, ähnlich wie noch heute ganz individuelle und außerhalb der regulären Einflüsse liegende Sprachgewohnheiten zu verschwinden pflegen. Gegenüber diesem regelmäßigen Verhalten bilden jene Fälle, wo ein engerer Kreis der Gesellschaft, oder wo gar ein Einzelner durch seinen tonangebenden Einfluss Urheber irgend einer Abänderung wird, verschwindende Ausnahmen; und es ist nicht bekannt, dass hierbei jemals etwas anderes als eben sporadische Redegewohnheiten entstanden wären, die außerhalb der allgemeinen Vorgänge des Lautwandels liegen. Dass solche Gewohnheiten, wie die näselnde Aussprache gewisser Gesellschaftsklassen oder die Neigung Ungebildeter *ü* für *i* zu sprechen, jemals sprachgesetzliche Geltung erlangt hätten, ist nirgends bezeugt. Psychologisch aber ist diese Annahme so unwahrscheinlich wie möglich, da die Motive solcher Vorkommnisse, z. B. das Streben vornehm oder gebildet zu erscheinen, keine allgemeine Geltung besitzen, und da die Nachahmung erfahrungsgemäß einen weiter reichenden Einfluss immer nur da ausübt, wo die Handlung, welche nachgeahmt wird, in dem Nachahmenden selbst verwandten Motiven begegnet. Ich glaube daher, dass dieser besonders

von H. Paul so stark betonte Gedanke, in der Sprache könne nur das usuell werden, was ursprünglich individuell gewesen, also von einem Einzelnen ausgegangen sei, theils auf einer Ueberschätzung solcher Ausnahmefälle, theils aber auf einer unzulässigen Anwendung des an sich natürlich richtigen Gedankens beruht, dass die Sprache so wenig außerhalb der Sprechenden, wie eine menschliche Gesellschaft außerhalb der Individuen, die sie zusammensetzen, ein selbständiges Dasein führt. Consequent zu Ende gedacht, würde dieser Gedanke fast unvermeidlich wieder zu der Vorstellung zurückführen, Sprache, Mythus, Sitte seien ursprünglich Erfindungen Einzelner. Es mag sein, dass in dieser Zurückführung sprachlicher Veränderungen auf den Einzelnen, statt auf die Einzelnen, jene Auffassung der Herbart'schen Schule noch einigermaßen nachwirkt, nach der die Aufgabe der Völkerpsychologie darin bestehen soll, die psychischen Erlebnisse der Gemeinschaft aus den Thatsachen oder den »Normen« der individuellen Psychologie zu erklären.

Delbrücks Bemerkungen über Assimilation, Dissimilation und Analogiewirkungen übergehe ich hier um so mehr, da ich mich bei denselben im ganzen der Uebereinstimmung mit dem ausgezeichneten Sprachforscher erfreue. Nur gegenüber dem hinsichtlich der »Analogiebildungen« erhobenen Einwande, dass nicht in allen Fällen einzelne Laute, sondern auch ganze Wörter auf andere inducirend wirken können (S. 110), möchte ich hervorheben, dass ich ebensowohl bestimmten Lautcomplexen wie Einzellauten einen solchen Einfluss zuschreibe, während ich zugleich, gegenüber der bisherigen individualisirenden Betrachtung, Werth darauf lege, dass die inducirende Wirkung eine Massenwirkung zu sein pflegt, die in der Regel von unbestimmt vielen Wortvorstellungen ausgeht, dass also z. B. auf eine Form wie *sturben* nicht nur der Singular *starb*, sondern auch andere

ähnliche Pluralformen wie *gaben*, *thaten*, *machten* u. dgl. inducirend gewirkt haben. Hiernach glaube ich auch mit Delbrück, dass z. B. *Mittwoch* aus *mitte-woche* nach Analogie von *Montag*, *Dienstag* u. s. w. entstanden sei, wobei nicht nöthig ist anzunehmen, dass »der Laut Null in Montag u. s. w.« gewirkt habe. Nun darf man diese Wirkung des »lautflexivischen Gesammthabitus der andern Wochentage« psychologisch wieder nicht auf die Association mit einer Vorstellung zurückzuführen, die dann nur als eine Art abstracten Begriffs zu denken wäre, sondern auf eine Association mit mehreren begrifflich verwandten concreten Einzelvorstellungen (den verschiedenen zweisilbigen Wochentagsnamen), die diesen Gesammteffect hervorbrachten.

Wie hier, so scheint mir noch in einer andern Frage kein wesentlicher Unterschied oder doch nur in einzelnen nebensächlichen Punkten ein solcher zwischen Delbrücks Auffassung und meiner eigenen zu bestehen, nämlich in der Frage des »correlativen Bedeutungswandels«. Ob die Bezeichnung zweckmäßig gewählt ist, lasse ich dahin gestellt. Da es sich dabei um lautliche Differenzirungen handelt, denen Differenzirungen der Bedeutung folgten, welche letztere wieder conservirend auf die ersteren zurückwirkten, so würden die Erscheinungen an sich ebenso gut bei den Laut- wie bei den Bedeutungsänderungen abgehandelt werden können, und einzelne unter ihnen, wie das von Delbrück angefochtene Beispiel *Rappe* — *Rabe*, würden nach meiner Vermuthung außerdem zu den Erscheinungen secundärer Onomatopöie zu zählen sein. Der Grund, weshalb ich diese Differenzirungen nach Laut und Bedeutung in den einleitenden Betrachtungen zum Bedeutungswandel erörtert habe, bestand hauptsächlich darin, ihnen gegenüber den eigentlichen oder selbständigen Bedeutungswandel als einen wesentlich andersartigen, von Lautänderungen an sich unabhängigen Begriffswechsel zu charakterisiren, bei dem zwar

ebenfalls sehr häufig Spaltungen der Bedeutung eintreten, ohne dass jedoch diese in solchem Fall direct von einer Lautdifferenzirung abhängen. Im übrigen habe ich hervorgehoben, dass bei jenen »correlativen Laut- und Bedeutungsänderungen« die Differenzirung der Laute, die in Folge bestimmter lautgesetzlicher Vorgänge eintritt, das Primäre sei, ob nun dasselbe Wort zu verschiedenen Zeiten aus einer anderen Sprache aufgenommen wurde, oder ob sich neben einer jüngeren eine ältere Wortform erhielt, oder ob endlich der Lautwandel in verschiedenen Dialekten der gleichen Sprache verschiedene Wege einschlug und dann eine Dialektmischung eintrat. (Völkerpsych. I, S. 423 ff.) Ist nach der Verschiedenheit dieser Bedingungen der Charakter der Erscheinungen auch ein vielfach abweichender, so stimmen sie doch im allgemeinen darin überein, dass auf die Lautdifferenzirung die nachfolgende Differenzirung der Bedeutung erhaltend einwirkt und nicht, wie das sonst namentlich in der Litteratursprache zu geschehen pflegt, die eine Lautform allmählich die andere verdrängt.

In dieser Grundauffassung des Vorgangs besteht nun, so viel ich sehen kann, zwischen Delbrück und mir kein wesentlicher Unterschied. Aber er bestreitet die von mir versuchte psychologische Erklärung der Differenzirung der Bedeutungen, und er hält es, da diese Erklärung in verschiedenen Fällen eine abweichende ist, für besser, von einer Rubrik »correlativer Bedeutungswandel« ganz abzusehen. Was das letztere betrifft, so habe ich aus den oben angedeuteten Gründen selbst schon in der Ueberschrift dieses Abschnitts den Ausdruck »Bedeutungswandel« vermieden, und ich habe daher nichts dagegen einzuwenden, wenn man ihn, trotz der angegebenen Beziehungen zum eigentlichen Bedeutungswandel, überhaupt beseitigen will. Dagegen kann ich die von Delbrück im Einzelnen beigebrachten Einwände nicht als bindend anerkennen. Bei dem

Wortpaar *Rappe* — *Rabe* beruft er sich auf die Thatsache, dass es in der Schriftsprache bis in verhältnissmäßig neuere Zeit nur das eine Wort *Rabe* gegeben habe, und dass ohne Zusammenhang damit später durch den Verkehr mit Oberdeutschland ein Wort *Rappe* eingeführt wurde, »das nicht die Sprechenden, sondern nur die Sprachgelehrten mit *Rabe* in einen Zusammenhang bringen«. Die Uebertragung auf das Pferd fand also nicht in der Schriftsprache, sondern in einem Dialekt statt, der auch für den Vogel die Form *Rappe* gebrauchte, und wo demnach während einer gewissen Zeit dieses selbe Wort ebensowohl für den Vogel wie für das Pferd gebraucht wurde. Wie sollten aber »Menschen, welche den Vogel ganz gewöhnlich *Rappe* nannten und etwa noch eine Münze mit dem Vogelkopf so bezeichneten, darauf kommen mit *pp* das Getrappel der Hufe zu associiren?« (S. 156.) Ich acceptire natürlich diese historische Entwicklung, die vollständig mit derjenigen übereinstimmt, die ich selber gegeben habe (a. a. O. S. 425). Aber ich antworte mit der Gegenfrage: Wie sollten Menschen, denen bis dahin *Rappe* ebensowohl in der ursprünglichen Bedeutung Vogel wie in der übertragenen für das Pferd geläufig war, dazu kommen, für den ersteren nicht bloß in der Schriftsprache, sondern auch im Volksdialekt den Namen *Rabe* zu acceptiren, während in andern Fällen, wo bestimmte Momente der Differenzirung nicht vorlagen, ein solcher Einfluss der Schriftsprache nicht stattgefunden hat? In der Schweiz wird heute trotz Schriftsprache die *Tochter Dochter*, der *Vater Vadder*, aber der bekannte schwarze Vogel wird *Rab*, das Pferd *Rapp* genannt, und bei der bekannten Münze denkt der Schweizer, der nicht Sprachgelehrter ist, heute, nachdem der Vogelkopf auf ihr längst verschwunden ist, wahrscheinlich eher an das Pferd als an den Vogel[1]). Alles

---

[1]) Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass die Form *Rappe* für den Vogel nicht gelegentlich noch heute in oberdeutschen Dialekten vorkommt.

dies erkläre ich mir daraus, dass in dem oberdeutschen Dialekt, in dem die Uebertragung auf das Pferd stattfand, zuerst wohl nur die schwarze Farbe bestimmend gewesen ist, dass aber von dem Augenblick an, wo der Oberdeutsche mit der Lautform *Rabe* bekannt wurde, Lautassociationen wirksam zu werden begannen. Dabei stütze ich mich auf die Thatsache, dass für uns heute noch diese Wörter ebenso gut wie *donnern*, *murmeln*, *zischen* u. dergl. einen onomatopoetischen Charakter besitzen. »Rāb, rāb, rāb« rufen in Süddeutschland, wie ich oft beobachtet habe, die Kinder einem Vogelschwarm nach, sicherlich nicht bloß weil der Vogel so heißt, sondern weil man damit den Schrei desselben nachzuahmen meint. Und wenn es in Bürgers Lenore heißt:

> »Rapp'! Rapp'! Mich dünkt, der Hahn schon ruft,
> Bald wird der Sand verrinnen. —
> Rapp'! Rapp'! Ich wittre Morgenluft,
> Rapp'! Tummle dich von hinnen!«

so hat der Dichter bei dieser wiederholten Anrufung des Rappen sicherlich eine onomatopoetische Wirkung beabsichtigt. Ich habe diese Annahme einer secundären Onomatopöie nur als eine Vermuthung gegeben — Gewissheit existirt ja auf diesem Gebiet überhaupt nicht —, aber diese Vermuthung erscheint mir angesichts der zahlreichen analogen Fälle secundärer Onomatopöie

---

Aber mindestens neben ihr ist doch die Form *Rabe* durchgehends aufgenommen worden. Darauf weist auch die Bemerkung M. Heynes (in Grimms Wörterbuch, VIII, S. 115) hin: »Die Form *Rappe* wird noch heute in Baiern, Tirol, Schwaben gehört«. In der That verzeichnet Schmeller in seinem Bayrischen Wörterbuch (1836, Bd. 3) sowohl *Rab* wie *Rapp* als übliche Dialektbezeichnungen für den Vogel, und bei *Rab* bemerkt er, alte ungarische Dukaten aus der Zeit des Königs Matthias Corvinus seien wegen des darauf geprägten Raben »Räblerdukaten« genannt worden. Da das Wort in dieser Form bei Abraham a S. Clara vorkommt, so beweist dies doch wohl, dass sich die Form *Rabe* schon seit dem 17. Jahrhundert in den oberdeutschen Dialekten verbreitet hat.

noch immer plausibel genug, um sie der Annahme eines »harmlosen Zufalls« vorzuziehen.

Anders verhält es sich mit dem zweiten Beispiel, welches Delbrück herausgreift: mit der Differenzirung der Pluralformen *Wörter*, *Länder*, *Bänder* und *Worte*, *Lande*, *Bande* u. s. w. Hier ist er der Ansicht, dass, nachdem sich erst die beiden Formen unter der Wirkung abweichender lautgesetzlicher Motive entwickelt hatten, in der höheren Schrift- und Umgangssprache »bei der *er*-Form der Gedanke der mehreren concreten Einzelwesen besonders hervortritt, während bei der *e*-Form sich entweder eine collective Anschauung zeigt oder eine übertragene« (wie *Bande*, *Dinge*, *Gesichte*). Das entspricht der Hauptsache nach auch meiner Meinung, wonach bei der *e*-Form die Association mit dem Singular gegenüber der unmittelbarer als Plural empfundenen *er*-Form eingewirkt hat. Doch möchte ich vermuthen, dass die Vorliebe für den Gebrauch der *e*-Form in übertragenem Sinne insofern secundären Ursprungs ist, als auch ihr jene eine collective Anschauung in sich schließende Association mit dem Singular zu Grunde liegt. Wenn der Dichter von dem Schlosse singt »weit glänzt es über die Lande« (nicht Länder), so steht eben auch hier diese collective Anschauung im Hintergrund. Die getragene Redeweise bevorzugt die *e*-Form, weil die Zusammenfassung in ein einheitliches Bild poetisch mehr befriedigt als die Zersplitterung der Aufmerksamkeit auf eine Vielheit einzelner Gegenstände.

V.

Eine interessante, mehrfach auf die Ausführungen seiner »Syntax« zurückweisende Besprechung widmet Delbrück dem »Satz und seiner Gliederung« (S. 136 ff.). Ich freue mich hier aufrichtig der Zustimmung, die manche meiner Ausfüh-

rungen bei einem Sprachforscher gefunden haben, der den syntaktischen Fragen einen großen Theil seiner Lebensarbeit gewidmet hat, und dem hier vielleicht mehr als irgend einem andern eine umfassende Kenntniss des Gesamtgebietes der Indogermanistik zur Seite steht. Dem gegenüber verschwinden kleinere Differenzen, die man auch hier auf die Verschiedenheit der Standpunkte des Sprachhistorikers und des Sprachpsychologen zurückführen darf. So wenn Delbrück in der Definition des Satzes von dem Zusatze, dass die in ihm vorgenommene Gliederung einer Gesammtvorstellung eine »willkürliche« sei, absehen möchte (S. 140). Dass ein solcher Willküract keineswegs bei allen Sätzen, die uns in der Umgangs- oder selbst in der Litteratursprache begegnen, vorliegt, habe auch ich bemerkt, da die Bildungen der Sprache, wie alle willkürlichen Erzeugnisse, der associativen Einübung und Wiederholung unterworfen sind. Für den Psychologen, der von den Entstehungsbedingungen solcher Bildungen Rechenschaft geben soll, ist es aber unerlässlich, diese Bedingungen vollständig zu entwickeln und daher in dem vorliegenden Fall diejenigen Satzbildungen zum Maßstabe zu nehmen, die bei der Erzeugung eines Gedankens und seines Ausdrucks in der Sprache, nicht bloß bei der Wiederholung eines bereits vorhandenen in Frage kommen. Und hier ist dann allerdings, wie ich glaube, das Moment der »Willkür« oder, wie ich es ausgedrückt habe, die Thatsache, dass die Gliederung eine »apperceptive« ist, nicht in einer bloß associativen Aneinanderreihung besteht, unerlässlich. Wären solche apperceptive Gliederungen nicht vorhanden, so würden eben auch jene associativen Wiederholungen derselben nicht entstehen können, und es würden somit die syntaktischen Formen überhaupt nicht existiren.

Aehnlich verhält es sich mit einem zweiten Ausdruck, den

Delbrück beanstandet: mit dem Ausdruck »logische Beziehungen« für die bei der Gliederung der Gesammtvorstellung entstehenden Beziehungen zwischen ihren Theilen. Auch hier würde der bloße Ausdruck »Beziehungen« nicht zutreffend sein, weil Beziehungen auch zwischen solchen Vorstellungen vorhanden sind, die bloß äußerlich, etwa in Folge gedächtnissmäßiger Einübung, wie z. B. die Namen der Wochentage oder die Zeichen des Thierkreises, aneinander gereiht werden. Dass es sich bei den Beziehungen von Nomen und Attribut, Verbum und Object u. s. w. um Beziehungen wesentlich anderer Art handelt, deren gemeinsames subjectives Merkmal eben darin besteht, dass ihre Entstehung auf einer spontanen Handlung des Denkens beruht, ist ohne weiteres klar. Nun kann man es freilich dem Sprachforscher, dem der Missbrauch noch in frischer Erinnerung ist, den die ältere Grammatik von den Kategorien der Logik gemacht hat, kaum verargen, wenn er vor der Anwendung des Wortes »logisch« auf die Beziehungen der Satzglieder eine gewisse Scheu empfindet. Aber man muss doch dabei, wie ich meine, des Gesichtspunktes eingedenk bleiben, dass der Begriff »logisch« im Zusammenhang rein psychologischer Ueberlegungen einen wesentlich andern Sinn hat als in der Logik selbst. Diese abstrahirt ihre Normen aus bestimmten psychologischen Thatbeständen. Darum hat es die Psychologie mit den logischen Normen als solchen überhaupt nicht zu thun, sondern eben nur mit den Thatsachen des Gedankenverlaufs, aus denen sich jene entwickeln. Deshalb habe ich nachdrücklich darauf hingewiesen, dass das Wort »logisch« in der Satzdefinition durchaus nur in diesem psychologischen Sinne zu verstehen sei, in welchem die Beziehungen zwischen den Satzgliedern zwar die Bedingungen einschließen, aus denen die logischen Kategorien hervorgehen, aber sogar im Aussagesatz keineswegs mit diesen Kategorien zusammen-

fallen. Denn jene Beziehungen der Satzglieder entstehen nicht nach bereits vorhandenen logischen Normen, sondern sie selbst sind vielmehr die concreten Erscheinungen, aus denen sich die logischen Normen entwickeln (Völkerpsych. II, S. 238, 246). Diese nicht bloß berechtigte, sondern, nach der Verschiedenheit der Aufgaben der Psychologie und der Logik nothwendige Unterscheidung des Begriffs »logisch« im psychologischen Sinne ist daher, wie mir scheint, unbedenklich, wenn man sich dabei nur immer gegenwärtig hält, dass damit eben nur jene concreten analytischen Gedankenbeziehungen gemeint sind, die in der Gliederung des Satzes hervortreten. Dann ist eben das Wort »logisch« nichts als ein zusammenfassender Ausdruck für diese Beziehungen. Man kann, wie ich es an andern Stellen gethan habe, statt desselben auch den der »apperceptiven Beziehungen« gebrauchen. Ich glaubte aber gerade im Interesse der Sprachforscher hier das von einer specifischen psychologischen Terminologie absehende Wort »logisch« bevorzugen zu sollen.

Erheblicher ist die Differenz, die sich in Delbrücks Ausführungen gegenüber den meinigen bei der Frage geltend macht, ob alle Sätze gegliedert seien, oder ob es auch eingliedrige, also aus einem Wort und nur einer durch dieses Wort ausgedrückten Vorstellung bestehende Sätze gebe. Ich lasse die Imperative auf sich beruhen, da auch Delbrück bei ihnen die Sache für zweifelhaft ansieht, und da übrigens, wenn man die Existenz ursprünglich bloß aus dem Präsensstamm bestehender Imperative zugeben sollte, für diese die gleichen Gesichtspunkte wie für die Vocative geltend zu machen wären. Für die Vocative nun leugnet Delbrück vom sprachgeschichtlichen Standpunkt aus für das indogermanische Gebiet unbedingt die Zweigliedrigkeit. Da aber der Vocativ ganz und gar der Sprache angehöre, nicht, wie man es von den Inter-

jectionen zu behaupten pflege, an der Schwelle derselben stehe, so sei damit die Eingliedrigkeit gewisser Sätze erwiesen. Doch auch von den Interjectionen meint Delbrück, sie seien zwar ursprünglich Gefühlsbewegungen, die dann aber doch auch als Ausdrucksmittel in die Sprache eintreten könnten: »ich sage *au* nicht bloß, wenn der Schmerz mir gegen meinen Willen einen Laut auspresst, sondern auch wenn ich, z. B. Kindern gegenüber, einen Schmerz ausdrücken will, den ich gar nicht habe« (S. 144f.).

Damit kehrt Delbrück im Grunde wieder zu jenen weit umfassenden Satzdefinitionen zurück, die keine Definitionen mehr sind, weil sie Dinge mit völlig entgegengesetzten Merkmalen in sich schließen. Der Satz soll gegliederter Ausdruck einer Vorstellung sein, er soll aber auch als ungegliederter vorkommen: er soll, wie man gesagt hat, Alles umfassen, »von der einfachen Interjection *o* bis zum vielumfassenden Satzgebilde eines Philosophen«. Danach würde offenbar eine allgemeine Satzdefinition überhaupt unmöglich sein, denn der Satz würde mit jeder möglichen Aeußerung psychischer Zustände durch Laute zusammenfallen können. Einem solchen Verzicht auf eine den allgemeinen Eigenschaften des Satzes Rechnung tragende Definition möchte aber doch auch Delbrück nicht das Wort reden, und er schlägt daher schließlich vor, »Aeußerung als den oberen Begriff aufzustellen und den Satz als eine Aeußerung zu definiren, die aus mindestens zwei Gliedern besteht« (S. 145).

Mit dieser Begriffsbestimmung könnte ich mich nur insofern einverstanden erklären, als sie jedenfalls nichts Unrichtiges enthält. Aeußerungen sind ja auch alle Interjectionen, selbst dann wenn sie auf der Stufe reiner Gefühlslaute bleiben. Aeußerungen sind die Schreie und Lockrufe der Thiere, Aeußerungen schließlich alle Trieb- und Reflexbewegungen. Ebenso

ist der Satz zweifellos eine »Aeußerung«; nur würde es unzureichend sein, die Zusammensetzung »aus mindestens zwei Gliedern« als das unterscheidende Merkmal gegenüber allen jenen andern Aeußerungen zu bezeichnen, sondern es müssten dem mindestens noch die »logischen« Beziehungen der Glieder beigefügt werden. Aber Delbrück selbst stellt ja unmittelbar zuvor nicht bloß die Vocative, sondern auch die Interjectionen, sobald sie mit gewissen Nebengedanken verbunden sind, mit den eigentlichen, zweigliedrigen Sätzen auf eine Stufe und hebt sie damit gegenüber allen jenen andern Aeußerungen, die auch nach seiner Meinung keine Sätze sind, als eine besondere Art von Sätzen hervor. Es scheint mir also, seine Ausführungen müssten vielmehr die Consequenz haben, nicht Aeußerungen als den Ober- und zwei- oder mehrgliedrige Sätze als den Unterbegriff einander gegenüberzustellen, sondern jenem Oberbegriff die ein- und die zwei- oder mehrgliedrigen Sätze zu subsumiren. Damit würde man dann aber wieder zu der Auffassung zurückkehren, die den Satz von der Interjection *o* bis zum verwickelten Periodenbau des Philosophen sich erstrecken lässt.

Nun glaube ich jedoch, dass Delbrücks Ausführungen über die Vocative und die Interjectionen nicht zu dieser jede einheitliche Auffassung des Satzes wieder in Frage stellenden Consequenz nöthigen. Eine Interjection wie *au* kann unmittelbare Schmerzäußerung sein; dann hat sie auch nach Delbrück nichts mit einem Satze gemein. Sie soll dagegen als Ausdrucksmittel in die Sprache eintreten, wenn sie gar keinen wirklichen Schmerz ausdrückt, sondern etwa einem Kinde das nämliche sagen soll, was ich auch durch den wirklichen Satz ausdrücken könnte: »du thust mir weh'!« In diesem Fall würde ich das *au*, ebenso gut wie die Partikeln *ja* oder *nein*, ein »Satzäquivalent« nennen. Auf solche Satzäquivalente lässt sich aber,

ebenso wenig wie auf unvollständige Sätze, eine Satzdefinition gründen. (Vgl. Völkerpsychol. II, S. 241 ff.) Aehnlich verhält es sich mit dem eventuell durch den bloßen Nominalstamm ausgedrückten Vocativ. Wir müssen uns bei ihm zunächst daran erinnern, dass die Entstehung der Interjection als eines reinen Gefühlslautes an sich zwar der Sprache vorausgeht, dass aber, nachdem die Sprache einmal da ist, reine Gefühlsäußerungen sprachliche Formen annehmen können, die damit noch nicht das Recht erwerben, als Sätze zu gelten. Ein *Donnerwetter* oder *o Herr Jesus* kann unter Umständen dieselbe Bedeutung haben wie ein *au* oder *o*. Dann ist aber ein solcher Ausdruck kein Satzäquivalent, sondern vielmehr das sprachliche Aequivalent einer reinen Interjection. Ebenso mag es vorkommen, dass sich ein starker Gefühlsausdruck an eine einzelne Vorstellung knüpft, ohne dass diese in irgend eine Gedankenbeziehung und demzufolge auch Satzverbindung gebracht wird. Wie die Sprache, obgleich in ihr der Satz eigentlich das ursprüngliche ist, das einzelne Wort zur Verfügung stellt, um es gelegentlich isolirt zu gebrauchen, so gestattet sie es natürlich auch, einer einzelnen gefühlsbetonten Vorstellung durch ein Wort Ausdruck zu geben. Dann ist jedoch ein solches gefühlsbetontes Wort noch kein Satz, sondern eben ein von einer einzelnen gefühlsstarken Vorstellung hervorgerufenes Wort, dem alle Merkmale eines wirklichen Satzes fehlen. Es mag sein, dass in diesem Sinne gelegentlich einmal sogar ein Zuruf wie *Karl* vorkommen kann. Im allgemeinen wird aber dieser stets von einem Nebengedanken begleitet sein, der, in die Sprache umgesetzt, die Satzform annehmen würde, wie *Karl komm hierher*, *Karl nimm dich in Acht* u. dgl. Hier ist nun das Wort offenbar ein Satzäquivalent. Die übrigen Bestandtheile des Satzes fehlen nicht: sie sind jedenfalls alle in der Gesammtvorstellung, manche vielleicht sogar dunkler oder klarer schon

in ihrer sprachlichen Form im Bewusstsein enthalten; nur ausgesprochen werden sie nicht. Auch hier liegt also gar kein Grund vor, die allgemeine Begriffsbestimmung des Satzes zu Gunsten solcher sprachlicher Aeußerungen, die nicht selbst Sätze sind, zu ändern. Diese Gesichtspunkte hindern mich denn auch, den von Delbrück gegen die Verwandtschaft der Imperative und der Vocative mit den Interjectionen gemachten Bemerkungen zuzustimmen, wobei ich allerdings zugleich hervorheben muss, dass die Annahme einer solchen Verwandtschaft noch kein »Zurechnen zu den Interjectionen« ist, wie Delbrück es ausdrückt (S. 76). Da es sich hier lediglich um eine Verwandtschaft des begleitenden Gefühlstons, also um eine rein psychologische Eigenschaft handelt, die diesen sprachlichen Formen vermöge ihrer Bedeutung überall anhaftet, so glaube ich auch nicht, dass dieselbe durch irgend welche geschichtliche Erwägungen beseitigt werden kann.

Eine letzte Differenz, für die Auffassung der Satzformen und ihre genetischen Beziehungen die wichtigste, bezieht sich endlich auf die Unterscheidung attributiver und prädicativer Sätze. Delbrück bestreitet diese Unterscheidung. Auch das attributive Verhältniss ist nach ihm in den Fällen, in denen ich es als entscheidend für die Constitution des Satzes betrachtet habe, in Wahrheit ein prädicatives. Er gesteht zwar zu, dass es rein nominale, eines verbalen Prädicats entbehrende Sätze gebe, und er hält die Versuche, sie durch die künstliche Einführung der Copula in verbale umzuwandeln, für verfehlt; aber die Glieder eines solchen nominalen Satzes drücken nach ihm gleichfalls ein prädicatives Verhältniss aus (S. 145 ff.).

Für die Würdigung dieses Standpunktes ist es, wie ich glaube, nicht unwesentlich, dass sich Delbrück wieder streng auf das indogermanische Gebiet beschränkt. Alles was ich aus andern Sprachen in dieser Hinsicht beigebracht habe

(II, S. 329 ff.), bleibt daher unerwähnt. Er huldigt offenbar auch hier dem Grundsatze, jedes selbständige Sprachgebiet müsse die Erklärungsgründe für die einzelnen in ihm vorkommenden Erscheinungen ausschließlich in seiner eigenen geschichtlichen Entwicklung enthalten. So sehr ich ihm nun hierin in gewissem Betracht Recht gebe und daher z. B. die einstigen Versuche, die verschiedensten Sprachen nach gewissen äußeren Merkmalen ohne weiteres wie zusammengehörige Entwicklungsstufen zu behandeln, für verfehlt ansehe, so scheint es mir doch, dass vom sprachpsychologischen Standpunkte aus eine solche Nichtbeachtung fremder Sprachgebiete vor allem da, wo es sich um Erscheinungen handelt, die mit der Entwicklung und der Verbindung der Begriffe zusammenhängen, nicht zulässig ist. Denn, so verschieden im Einzelnen diese Entwicklung verlaufen mag, in gewissen fundamentalen Eigenschaften werden voraussichtlich die Sprachäußerungen, so gut wie die sonstigen Ausdrucksbewegungen, übereinstimmen, weil eben in ihnen allgemeine Eigenschaften des menschlichen Bewusstseins zum Ausdruck kommen. So ist es z. B. ein wohl allseitig anerkannter Grundsatz, dass, wo in einer Sprache Wörter von ausschließlich abstracter Bedeutung vorkommen, diese letztere aus einer ursprünglicheren, concreten Bedeutung hervorgegangen ist. Auch die indogermanische Sprachgeschichte enthält so mannigfache Belege dieses Satzes, dass man in den wenigen Fällen, wo eine concrete Bedeutung nicht mehr vorkommt, wohl mit Recht annimmt, sie sei bloß unserer geschichtlichen Nachweisung unzugänglich geworden. Delbrück selbst hebt diese Entwicklung speciell auch in Bezug auf die Copula hervor (S. 148). Nun gibt es zahlreiche Sprachen, die wir auf jener Stufe der concreten Wortbedeutungen, die wir für eine entfernte Vergangenheit des Indogermanischen voraussetzen müssen, noch heute vorfinden, in denen also z. B. eine

Copula in unserm Sinne überhaupt nicht existirt. In einem solchen Falle scheint es mir nun doch unabweislich zu sein, dass eine derartige Sprachform zwar nicht auf die specielle Entwicklung im Indogermanischen — die mag immerhin eine eigenartige gewesen sein — aber, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf den allgemeinen psychologischen Charakter einer ursprünglicheren Sprachstufe und demnach auch auf das, worin dieser Charakter wesentlich mit zum Ausdruck kommt, auf die Eigenschaften der Satzbildung, ein gewisses Licht werfen kann.

In dem die Satzfügung behandelnden Capitel meiner Völkerpsychologie habe ich, dem Grundsatze getreu, überall zunächst von den bekannten und auch in ihrer geschichtlichen Entwicklung am sichersten erforschten Erscheinungen der lebenden Sprachen auszugehen, die Erörterungen über prädicative, attributive und gemischte Satzformen zunächst an Beispiele der deutschen Sprache angeknüpft, und der überwiegenden Bedeutung, die für unsere heutigen Cultursprachen das prädicative Verhältniss gewonnen hat, durch die Voranstellung der prädicativen Satzform Rechnung getragen. Den Gesichtspunkt, dass der attributive Satz, der in der lebenden Sprache, namentlich in der Aussage, als eine verhältnissmäßig seltene Bildung erscheint, trotzdem eine selbständige und relativ ursprüngliche Bedeutung besitze, habe ich selbst erst durch die Erkenntniss gewonnen, dass diese Form in anderen, sei es psychologisch unentwickelteren, sei es wenigstens in anderer Richtung entwickelten Sprachgebieten eine ungleich größere, auch die Structur des Aussagesatzes beherrschende Rolle spielt. Die weitere Erkenntniss, dass diese Sprachform mit dem Mangel einer eigentlichen Copula sowie mit dem der hypotaktischen Conjunctionen zusammenhänge, hat mich sodann, in Verbindung mit der auch für das Indogermanische anerkannten That-

sache einer späteren Entstehng der eigentlichen Copula und des wahrscheinlichen Ursprungs der hypotaktischen aus den parataktischen Conjunctionen, zu dem Schlusse geführt, dass es eine Zeit gegeben habe, wo auch im Indogermanischen der Attributivsatz von größerer Bedeutung gewesen sei, und dass die heute noch vorhandenen Formen dieses Satzes im allgemeinen nicht als »Ellipsen«, hinter denen sich ebenfalls ein prädicatives Verhältniss verberge, sondern dass sie als die stehen gebliebenen Reste einer früher weit verbreiteten Satzform zu denken seien. Dass es vorzugsweise »Gefühlssätze« sind, die diese Eigenschaft besitzen, war dann wiederum aus der psychologischen Natur dieser Satzart leicht begreiflich. Nicht minder wurde die Annahme, dass die attributive die ursprünglichere, die prädicative die später entwickelte Satzform sei, ebensowohl durch die gesammten Eigenthümlichkeiten der Sprachen, in denen die erstere vorwaltete, wie besonders auch durch die Thatsache gefordert, dass die attributive Form zu »offenen«, die prädicative zu »geschlossenen Wortverbindungen« tendirt, oder, psychologisch ausgedrückt, dass jene noch unter der Vorherrschaft der Association steht, diese dagegen durchaus von der apperceptiven Gliederung der Gesammtvorstellungen beherrscht ist. Von diesem Gesichtspunkt aus war dann aber auch die weitere Annahme nahe gelegt, dass, wenn wir in unsern vorwaltend prädicirenden Sprachen das Princip der binären Verbindung auch bei den Untergliederungen des Satzes (Nomen und Attribut, Verbum und Object u. dgl.) im Vergleich mit den vorwaltend attributiv construirenden ein unverkennbares Uebergewicht erlangen sehen, dies auf den associativen Einfluss der prädicativen Hauptgliederung zu beziehen sei, der der allgemeinen Tendenz zu geschlossenen Wortverbindungen, bezw. dazu, sogleich das Ganze des Satzinhaltes in eine Gesammtvorstellung zusammen-

zufassen, nicht erst diesen Inhalt durch associative Appositionen nachträglich zu vervollständigen, begünstigend entgegen kam.

Wenn diese ganze Schlussreihe bei Delbrück so zu sagen unter den Tisch gefallen ist, so darf ich mich darüber vielleicht deshalb nicht allzu sehr beklagen, weil diejenigen Beweisgründe, die ich in der That für die entscheidenden halte, bei dem gewählten Ausgangspunkt von der lebenden Sprache selbstverständlich zuletzt kommen mussten, abgesehen davon, dass sie für den Indogermanisten, der grundsätzlich das Material der fremden Sprachen von seiner Betrachtung ausschloss, überhaupt hinwegfielen. Immerhin meine ich, musste schon für diesen in dem Zugeständniss der einen Thatsache, dass die Sprache unsere Copula ursprünglich nicht besaß, ein zwingender Grund liegen, dem attributiven Satz auf einer früheren Sprachstufe eine ungleich weitere Geltung zuzugestehen, als er sie heute besitzt. Und dem gegenüber kann kaum in Betracht kommen, dass in unserer gegenwärtigen Sprache in einen der Copula entbehrenden Satz diese eingeführt werden kann, ohne dass sich der Sinn, und manchmal auch ohne dass sich bei »Gefühlssätzen« die Gefühlsbetonung wesentlich ändert. Dass das Beispiel aus Goethes Götz: *Lumpenhunde die Reiter* in die Form *Lumpenhunde sind die Reiter* ohne Schwierigkeit umgewandelt werden kann, gebe ich Delbrück gern zu. Mehr schon würde ein Satz wie *welche Wendung durch Gottes Fügung* nicht seinen logischen Sinn, aber seinen Gefühlswerth ändern, wenn man ihn durch den anderen ersetzte: *welche Wendung ist durch Gottes Fügung eingetreten.* Das ist eben eine nothwendige Folge, welche die einmal eingetretene Herrschaft der prädicativen Satzform nach sich zieht, dass sie, vor allem unter Mithülfe der in ihr zur Entwicklung gelangten Copula, logisch überall anwendbar wird, und dass höchstens da und dort einmal in dem veränderten Gefühlswerth der der Gedanken-

äußerung auferlegte Zwang für uns bemerkbar wird. Ebenso erklärt sich aus diesem Umstande, dass es in vielen Fällen zweifelhaft bleiben kann, ob wir eine Verbindung als eine attributive oder als eine prädicative denken sollen.

Da ich hier einmal der Punkte gedacht habe, von denen diese Unterscheidung der Satzformen und die, wie man unschwer erkennt, damit eng zusammenhängende der »inneren Sprachformen« (Völkerpsych. II, S. 405 ff.), ausgegangen ist, so möchte ich übrigens nicht versäumen zu betonen, dass es keineswegs Sprachen sogenannter »Naturvölker« waren, bei denen sich mir zuerst die Ueberzeugung von den eigenthümlichen Unterschieden des »gegenständlichen«, vorwiegend in der attributiven Satzform sich bewegenden, und des »zuständlichen«, zur Vorherrschaft der prädicirenden, verbalen Aussage fortgeschrittenen sprachlichen Denkens aufgedrängt hat. Vielmehr ist es das Studium der Grammatik einer Sprache gewesen, die man wohl, dank den Bemühungen eines hervorragenden Indogermanisten, außerhalb des Kreises der indogermanischen und semitischen Sprachen zu den bestgekannten zählen darf. Als ich in O. Böthlingks »Sprache der Jakuten« einzudringen, und vor allem als ich von den in diesem Werk mitgetheilten Texten ein grammatisches und psychologisches Verständniss zu gewinnen suchte, trat mir zum ersten Mal der, abgesehen von dem stets einfachen Prädicat des Aussagesatzes, durchweg attribute Satzbau dieser Sprache, die durch Häufung der Attribute entstehende Complication dieses Baues, sowie die, bei einer parataktischen Aneinanderreihung in den Untergliedern des Satzes, das Princip der binären Gliederung überall durchbrechende associative Gedankenfolge lebhaft entgegen. Als ich mir dann die von Theophilus Hahn mitgetheilten Texte aus den Sprachen der Hottentotten und der Buschmänner nach den von mir (II, S. 329) angeführten Grundsätzen zu

verdeutlichen suchte, glaubte ich hier analoge Formen, nur mit noch entschiedenerem Uebergewicht der rein attributiven und associativen Aneinanderreihung, aber zugleich bei relativ viel einfacherem Satzbau, anzutreffen. Der so gewonnenen Auffassung fügte sich endlich ungezwungen, was ich sonst in Sprachen, die der Hypotaxe, der eigentlichen Relativpronomina und der Copula entbehren, antraf. Nun ist natürlich Delbrück mit Böthlingks Grammatik des Jakutischen ohne Zweifel besser vertraut als ich selber; und auch gegen die Zuverlässigkeit der von Theophilus Hahn u. A. aus sonstigen Sprachgebieten mitgetheilten Texte dürfte er schwerlich etwas einzuwenden haben. Es handelt sich ja hier nicht um Wortetymologien, wie sie z. B. in Steinthals »Mande-Negersprachen« vorkommen, und bei Sprachen, deren Geschichte unbekannt ist, natürlich immer sehr zweifelhaft bleiben; sondern es handelt sich um Texte lebender Sprachen, bei deren grammatischer Deutung man wohl im einzelnen Fall fehlgreifen, im ganzen aber, namentlich auch hinsichtlich der Existenz solcher Grundbestandtheile des Satzes, wie Copula, neben- und unterordnende Conjunctionen, Relativpronomina, kaum völlig irregehen kann. Ich kann also nicht umhin zu glauben, dass hier Delbrück durch die geflissentliche Ablehnung alles dessen, was außerhalb des Indogermanischen liegt, zu einer einseitigen Auffassung gelangt ist, und ich hege zu seiner Unbefangenheit und seinem geübten Sprachgefühl das Vertrauen, dass er, wenn er dem Standpunkt der Sprachpsychologie, der in diesem Fall, wie ich meine, doch auch einigermaßen der des Sprachhistorikers sein sollte, sein Recht angedeihen lässt, nicht wird umhin können, seine Ansicht von der ursprünglich prädicativen Natur des Satzes und von der Allgemeingültigkeit der binären syntaktischen Gliederung zu modificiren. Ich glaube, wer sich Satzconstructionen, wie sie die Texte in Böthlingks »Sprache der Jakuten«

enthalten, deren eines ich (II, S. 337) als Beispiel mitgetheilt habe, vor Augen hält, wird die Vorherrschaft der attributiven Verbindungen, mit ihrer an keine Zweigliederung gebundenen associativen Aneinanderreihung, für gewisse Sprachstufen unbedingt zugeben; und anderseits scheint es mir, dass bei solchen Beispielen, wie ich deren eines (S. 342) aus Goethes Werther angeführt habe, das gelegentliche Ueberwuchern dieser attributiven Verbindungen selbst noch in unserer heutigen Schriftsprache und ihr Zusammenhang mit ungehemmt sich ergießenden, die ursprüngliche Gesammtvorstellung durchbrechenden Associationen mit zwingender Gewalt sich aufdrängt.

VI.

Auf das für den Sprachhistoriker wie den Sprachpsychologen gleich wichtige und sich freilich für beide der absoluten Gewissheit gleich sehr entziehende Problem des Ursprungs der Sprache ist Delbrück nur mit wenigen Bemerkungen und, wie man dies nur billigen kann, mit aller der Vorsicht und Zurückhaltung, die auf diesem Tummelplatz willkürlicher Hypothesen geboten ist, eingegangen. Wenn irgendwo, so wird man es aber wohl hier zugeben können, dass Sprachgeschichte und Sprachpsychologie zu gleichen Theilen beisteuern müssen, um wenigstens zu jener relativen Gewissheit zu gelangen, die darin besteht, dass die gewonnene Anschauung mit allen bekannten Thatsachen im Einklang ist. Unter den »bekannten Thatsachen« sind aber eben in diesem Fall nicht bloß die der Sprachgeschichte, sondern auch die der Psychologie und über diese hinaus die der Anthropologie und Ethnologie zu verstehen.

An zwei verschiedenen Stellen berührt Delbrück Fragen, die mit dem Ursprungsproblem zusammenhängen: zuerst in

einem eigenen Capitel, welches von dem »Ursprung der Lautsprache« handelt (S. 71 ff.), und dann bei der Erörterung des Begriffs der »Wurzeln« (S. 113 ff.). Ich stelle die letztere voran, weil es sich hier nicht um den ersten Anfangspunkt der Sprachentwicklung überhaupt, sondern um den relativ erreichbareren des Anfangs der uns gegebenen geschichtlichen Entwicklungen handelt, um eine Frage also, die die Beschränkung auf ein bestimmtes Sprachgebiet, wie das Indogermanische, nicht bloß rechtfertigt, sondern zunächst nothwendig macht, und wo somit die Autorität des Sprachhistorikers besonders ins Gewicht fällt.

Wenn sich demnach Delbrück bei der Erörterung der Frage, ob die Wörter der Sprache auf »Wurzeln« zurückführen, die irgend einmal selbst als Wörter real existirt haben, oder ob die Wurzeln bloße Producte sprachlicher Analyse seien, auf das Indogermanische beschränkt, so billige ich das vollständig. Auch ich habe in diesem Fall das gleiche gethan, um so mehr, weil die »Wurzeltheorie«, wenn ich mit diesem Namen die Lehre von der ursprünglichen Existenz der Wurzeln als Wörter kurz bezeichnen darf, doch hauptsächlich in der Indogermanistik eine Rolle gespielt hat, und auf andere Sprachgebiete erst nachträglich und manchmal nicht ohne einen gewissen Zwang ausgedehnt worden ist. Nun gibt selbstverständlich auch Delbrück zu, dass ein Zustand der indogermanischen Ursprache, wo sie bloß aus Wurzeln bestanden hätte, nicht erreichbar ist. Schon in seiner »Einleitung in die Sprachwissenschaft« (S. 74) hat er daher die Wurzel als ein »ideales Bedeutungscentrum« bezeichnet, ein Ausdruck, mit dem ich mich vollständig einverstanden erklären kann. In seiner jetzigen Darlegung ist er aber, wie es scheint durch die Anschauungen, die O. Jespersen in seinem anregenden Buche »Progress in language« über den Ursprung der Sprache entwickelt hat, veranlasst worden, diese

vorsichtige Position einigermaßen aufzugeben[1]). Die ältesten menschlichen Aeußerungen waren, wie Jespersen voraussetzt, »lautliche Continua«, d. h. sie waren kürzere oder längere Lautgebilde, die einen ganzen Gedanken ungetheilt und undifferenzirt ausdrückten, so dass in diesem Zustande allenfalls von der Existenz von Sätzen, wenn man solche Aeußerungen überhaupt schon Sprache nennen wollte, nicht aber von der Existenz von Wörtern gesprochen werden könnte. Indem nun Delbrück diese Annahme als eine wahrscheinliche gelten lässt, glaubt er damit die weitere Annahme einer aus diesem undifferenzirten Zustande folgenden Wurzelstufe der Sprache in Verbindung bringen zu können. »Wenn die Gesammtvorstellung sich in Einzelvorstellungen und das Lautcontinuum sich in kleinere Lauteinheiten zerlegte, so waren diese Lauteinheiten doch gewiss nicht Wörter mit Suffixen, sondern Wörter ohne solche, d. h. sie waren Wurzeln.« Demnach sollen wir »ein Recht haben, anzunehmen, dass die Wurzeln in einer vor der Flexion liegenden Zeit reale Existenz hatten; aber wir müssen zugleich zugestehen, dass wir einzelne Wurzeln nicht mit Sicherheit aufstellen können« (S. 119).

Fast finde ich es seltsam, dem Sprachforscher gegenüber, der sonst die Berücksichtigung fremder Sprachgebiete mit einer dann und wann vielleicht zu weit getriebenen Vorsicht ablehnt, betonen zu sollen, dass, wenn es Fragen gibt, bei denen die Beschränkung auf das einzelne Sprachgebiet erforderlich ist, gewiss die »Wurzelfrage« zu ihnen gehört. Darum war es von vornherein eine unzulässige Analogie, wenn die moderne Wurzeltheorie das Chinesische als Argument für die Existenz einer Wurzelperiode des Indogermanischen verwerthete — eine Analogie, die dann freilich auch deshalb Schiffbruch litt,

[1]) Otto Jespersen, Progress in language, with special reference to English. 1894. Chap. IX.

weil sich die Auffassung des Chinesischen als einer reinen Wurzelsprache als unhaltbar herausstellte. Aber so wenig das Chinesische eine Wurzelsprache ist, ebenso wenig ist irgendwo sonst in der Welt eine solche zu finden. In Wahrheit beruft sich daher auch Delbrück hier auf keine wirkliche Sprache, sondern auf eine hypothetische Ursprache Jespersens, welche aus Lautzusammensetzungen bestanden haben soll, die ganze Sätze bedeuteten, aber undifferenzirt waren, so dass erst später mit einzelnen Theilen dieses Lautcomplexes sich gesonderte Wortvorstellungen verbanden. Diese Ursprache, die einigermaßen an den Oken'schen »Urschleim« erinnert, aus dem sich die einzelnen Lebewesen differenzirt haben sollen, ist aber mindestens ebenso fragwürdig wie dieser. Denn wenn es auch Sprachen gibt, in denen die Sätze nicht so deutlich in Worteinheiten gesondert sind, wie in der unsern, so gibt es doch keine, in denen Satz und Wort in dem Sinne zusammenfallen, dass nicht die einzelnen Theile des ersteren gesonderte Bedeutungen besäßen. Auch gibt es keine noch so primitive, die auf einen solchen undifferenzirten Zustand als Ausgangspunkt zurückwiese. Dieser ist also eine geschichtlich nicht nachweisbare Fiction. Er ist aber überdies eine psychologisch unwahrscheinliche Annahme, weil jede sprachliche Aeußerung ihrem Wesen nach in der Gliederung einer Gesammtvorstellung besteht. Darum gibt es zwar unvollständige Sätze und Satzäquivalente, aber keine undifferenzirten Sätze in dem angenommenen Sinne. Wenn, wie es in der Sprache des Kindes so oft vorkommt, ein einzelner, nicht weiter zu zerlegender Laut oder Lautcomplex die Stelle eines Satzes vertritt, so bezeichnet derselbe auch hier stets eine einzelne Vorstellung, zu der die übrigen Bestandtheile hinzugedacht werden, wo aber jene keineswegs diese letzteren selbst schon enthält. Dem Kind z. B., das den Wunsch *ich will fortgehen* durch das eine Wort *adda*

wiedergibt, ist dieses Wort selbst nur Ausdruck der Vorstellung des Fortgehens, das *ich* und der Wunsch sind begleitende, aber unausgesprochene Vorstellungen. Man könnte also allenfalls annehmen, dass es einmal eine Sprache gegeben habe, die bloß aus solchen einwortigen Satzäquivalenten bestanden habe, obgleich die wirkliche Existenz einer solchen unerwiesen ist; aber man kann nicht wohl annehmen, dass undifferenzirte Satzcontinua den Anfang der Sprache gebildet haben, ohne dass man mit allen uns bekannten Thatsachen der Sprachentwicklung in Widerspruch geräth.

Nun setzt aber Delbrück nicht nur einen solchen durch nichts bezeugten Urzustand undifferenzirter Sätze voraus, sondern er nimmt weiterhin an, die eintretende Differenzirung habe in der Zerlegung in Wurzeln bestanden, woraus sich dann secundär »durch Zusammensetzung die Wortableitungen und Flexionsformen« gebildet haben sollen (S. 119). Das führt unverkennbar zu der Schleicher'schen Theorie von den drei Sprachstufen, der radicalen, agglutinativen und flectirenden, zurück, mit dem Unterschied, dass der ersten, an sich transcendenten dieser Stufen noch eine ebenfalls transcendente Vorstufe, die der undifferenzirten Satzcontinua, vorangestellt wird. Nun kann ich nicht finden, dass die Existenz jenes radicalen Zustandes durch die Annahme dieser Vorstufe irgend an Wahrscheinlichkeit gewinne. Zunächst würde es, wenn wir für einen Augenblick von allen oben geltend gemachten Bedenken absehen wollten, an und für sich viel wahrscheinlicher sein, dass sich ein solches Continuum nicht sofort in die kleinsten denkbaren Bruchstücke, sondern dass es sich zunächst nur in kleinere Bestandtheile zerlegt hätte, die dann erst später weitere Gliederungen erfuhren, deren letzte in nicht mehr weiter zerlegbare Theile, d. h. in Wurzeln, am Ende doch erst dem Philologen vorbehalten blieb. Das würde aber bedeuten, dass sich das

Satzcontinuum in W ö r t e r, nicht in Wurzeln gegliedert habe. In der That würde sich aber diese Annahme nicht nur mit unserem heutigen Sprachbewusstsein, hinsichtlich dessen schon H. Paul mit Recht auf die nicht selten vorhandene thatsächliche Zusammenfassung mehrerer Wörter zu einem einheitlichen Ganzen hingewiesen hat[1]), sondern sie würde sich auch speciell mit der Structur der sogenannten einverleibenden Sprachen, von denen Jespersen bei seinen Speculationen ausgegangen ist, weit besser vereinigen lassen. Ich erinnere in letzterer Beziehung nur an die diesen Sprachen durchgängig zukommende Eigenschaft, Personal- oder Demonstrativpronomina bei jedem Wort des Satzes, zu dem sie irgend welche Beziehungen besitzen, zu wiederholen. Wenn eine solche Sprache z. B. den Satz bildet: *dieses Fleisch gut dieses* für »dieses Fleisch ist gut«, so haben wir doch allen Grund anzunehmen, dass in ihr das Demonstrativzeichen mit dem Nomen, mit dem es verbunden ist, jedesmal eine Worteinheit bildet, die nicht der Sprechende, sondern erst der den Satz analysirende Sprachforscher in ihre Theile zerlegt. Denn würde das Demonstrativum als selbständiges Glied des Satzes empfunden, so wäre nicht einzusehen, warum es nicht bei der einmaligen Aussonderung aus dem Ganzen der Gesammtvorstellung sein Bewenden hätte.

Die Ansicht, dass der Satz an sich früher sei als das Wort, die auch ich für die richtige halte, würde also immer nur zur Gliederung in W o r t e, nicht in Wurzeln führen, auch wenn man mit Jespersen annehmen wollte, die ursprünglichen Sätze seien völlig undifferenzirte Lautcomplexe gewesen; ja diese Annahme würde, wie ich glaube, noch zwingender zu dieser Folgerung führen, weil es dann kaum denkbar wäre, dass an jenem Lautganzen die nämliche Analyse in letzte Bedeutungselemente, die nachträglich der Philologe ausführt, von selbst

[1]) H. Paul, Principien der Sprachgeschichte 3, S. 304.

und mit einem Schlag sich vollzogen hätte. So bleiben denn auch die gegen die ältere Form der »Wurzeltheorie« erhobenen Bedenken gegenüber dieser neuen in unverminderter Stärke bestehen. Das romantische Ideal einer wunderbar klaren und durchsichtigen, alle ihre Begriffsbestandtheile deutlich sondernden Ursprache wird nur noch unwahrscheinlicher, wenn man ihr eine noch ältere Ursprache vorausgehen lässt, in der umgekehrt jeder Gedanke zu einem undurchsichtigen, jeder Unterscheidung entbehrenden Ganzen zusammenfloss. Auch der Einwand, dass jenes wurzelhafte Stadium der Ursprache, im Gegensatze zu allem was uns die wirkliche Beobachtung sprachlicher Entwicklungen lehrt, nicht mit der Unterscheidung von Gegenständen, sondern mit einer Fülle verbaler Prädicirungen begonnen habe, bleibt bestehen. Denn wohl kann man mit Delbrück darauf hinweisen, dass sich unter den Wurzeln auch solche befinden, denen eine nominale Bedeutung zugeschrieben werden kann. Thatsache bleibt es aber doch, dass, wie die verschiedenen Wurzelverzeichnisse zeigen, gerade der älteste, den sämmtlichen indogermanischen Sprachen gemeinsame Wurzelbestand ganz vorzugsweise der Kategorie der verbalen Begriffe angehört, während erst in den Sonderwurzeln des Lateinischen, Griechischen, Germanischen u. s. w. allmählich die gegenständlichen Begriffe in größerer Zahl sich beizumengen scheinen. Auch die schon von den Begründern der »Wurzeltheorie« zur Erklärung der Sonderwurzeln aufgestellte Hülfshypothese, die Delbrück wiederum aufnimmt, »dass aus Wörtern, die nur in einer Einzelsprache vorkommen, nicht auf Wurzeln der Einzelsprache zu schließen ist, sondern auf Wurzeln der Urzeit, deren Nachkommen aber in den übrigen Sprachen verloren gegangen sind« (S. 115) — diese Hülfshypothese hat, wie ich meine, seit ihrer ersten Aufstellung nichts an innerer Wahrscheinlichkeit gewonnen, sondern, in je größerer Zahl diese Sonderwurzeln

aufzufinden sind, um so mehr hat sie in geschichtlicher wie in psychologischer Beziehung an solcher verloren. Denn vom Standpunkt historischer Kritik betrachtet, setzt sie sich unverkennbar mit dem Grundsatz der sprachgeschichtlichen Forschung, dass nur dasjenige mit Sicherheit als Bestandtheil der Ursprache anzuerkennen sei, was sich entweder in allen oder doch in einer hinreichend großen Zahl von Einzelsprachen erhalten habe, in Widerspruch. Psychologisch führt sie aber zu der unwahrscheinlichen Annahme, dass der Reichthum der Ursprache an den für die Entwicklung des Denkens für alle Zukunft maßgebenden Grundbegriffen größer gewesen sei, als der aller Einzelsprachen. Besaß sie doch nicht nur alle Wurzelbegriffe, die die Einzelsprachen gemeinsam haben, sondern auch noch alle diejenigen, die diesen für sich allein zukommen, so dass den Sonderentwicklungen bloß diejenigen Begriffsmodificationen überlassen blieben, die durch Ableitung aus den ein für allemal geschaffenen Wurzeln möglich waren. Man sieht, das unvermeidliche Resultat ist und bleibt auch hier wieder der romantische Gedanke eines Urzustandes der Sprache von idealer Vollkommenheit. Ob dieser paradiesische Urzustand direct vom Himmel gefallen ist, wie die frühere Theorie annahm, oder ob er durch ein plötzliches »es werde Licht« aus einem noch früheren Chaos hervorgegangen, wie die neue behauptet, dies macht wohl kaum einen nennenswerthen Unterschied. Handeln wir dagegen nach dem Grundsatze, dass, soweit uns nicht Anhaltspunkte für eine wesentliche Veränderung der Bedingungen gegeben sind, das Unbekannte nach dem Bekannten, das Vergangene nach dem Gegenwärtigen oder unserer Beobachtung Zugänglichen zu beurtheilen sei, so werden wir schwerlich die Entstehung neuer Wurzeln in einer Einzelsprache bestreiten können. Denn wenn auch die Entstehung neuer, nicht auf bereits vorhandene Wurzeln zurückführender Wörter aus

begreiflichen Gründen in der lebenden Sprache eine beschränkte ist, so ist sie doch keineswegs ganz ausgeschlossen. Wenn man von den gelegentlich vorkommenden künstlichen Redeschöpfungen absieht, so bilden viele der schon einmal erwähnten, von H. Paul gesammelten Onomatopoetica im Neuhochdeutschen, ebenso manche Wortgebilde des Boulevard-Französisch u. a. Beispiele solcher noch heute vorkommender Neubildungen. Diese entstehen aber sämmtlich nie als Wurzeln, sondern als Wörter, die man dann freilich, so gut wie alle andern Wörter, nachträglich in einen wurzelhaften Bestandtheil und in Flexionselemente zerlegen kann. Nun ist gewiss nicht einzusehen, warum die so in gewissen Grenzen auch unsern modernen Sprachen zukommende Fähigkeit der Neubildung z. B. dem Griechischen zu der Zeit, da es sich von der Ursprache trennte, gefehlt haben sollte. Vielmehr werden wir annehmen dürfen, dass, wenn hier überhaupt eine Verschiedenheit der Bedingungen obwaltet, diese darin besteht, dass bei den gewaltigen Völkerbewegungen, die mit einer solchen Sprachentrennung verbunden waren, die Anlässe zu Neubildungen zahlreicher und zwingender waren, als sie es heute sind. Es liegt also auch von dieser Seite kein Grund vor die Annahme zurückzuweisen, dass die Wurzeln, die dem Griechischen allein eigen sind, zum größten Theil — in einzelnen Fällen wird man ja immerhin eine isolirte Uebernahme aus der Ursprache oder auch aus einer andern stammesfremden Sprache als möglich zugestehen müssen — als wirkliche Neubildungen der griechischen Sprache anzusehen seien. Dann aber entsteht wiederum die Frage: sind diese Wurzeln im Griechischen als Wurzeln oder als Wörter entstanden? Da das Griechische bei seiner selbständigen Ausbildung, wie seine Wortformen im Vergleich mit denen der verwandten Sprachen zeigen, bereits eine Flexionssprache war, so wird man nun in diesem Fall wahrlich

nicht an eine partielle Rückkehr zur Wurzelstufe denken können, sondern eben annehmen müssen, dass auch dort, wie noch heute in unsern lebenden Sprachen, solche Neubildungen nicht als Wurzeln, sondern als Wörter entstanden sind. Für den praktischen Standpunkt des Grammatikers ist es übrigens auch vollkommen gleichgültig, ob z. B. eine Wurzel *bher* jemals ein selbständiges Wort, oder ob es von Anfang an nur ein zahlreichen Wörtern gemeinsamer Lautcomplex gewesen ist, an den eine bestimmte, in allen jenen Wörtern vorkommende Grundvorstellung gebunden war. In der That scheint das im Grunde auch Delbrücks Meinung zu sein, denn er bemerkt: »Wenn wir z. B. *bher*, nicht *bhere* als Wurzel ansetzen, so sagen wir damit aus, dass wir das zweite *a* von altindisch *bhárati* nicht als Wurzelbestandtheil, sondern als Bestandtheil des Präsensstammes betrachten« (S. 120). Dass wir »dieser Gewohnheit vermuthlich treu bleiben« wird wohl ebenso wenig von irgend jemandem bezweifelt, wie die Versicherung, dass die Wurzeln in diesem Sinne »völlig unschädlich« seien, »denn sie stellen nichts weiter dar, als unsere Ansicht darüber, welchen Theil der heutigen Wörter der indogermanischen Ursprache die Sprechenden als Bedeutungscentrum empfunden haben« (ebenda). Nur steht diese Fassung nicht im Einklang mit der vorangegangenen Erklärung, dass die Wurzeln zu irgend einer Zeit wirkliche Wörter gewesen seien. Und von der letzteren Behauptung meine ich allerdings, dass sie weder für den Sprachhistoriker noch für den Sprachpsychologen unschädlich sei.

Noch um einen beträchtlichen Schritt weiter zurück als diese Erörterung der Wurzeln, mitten hinein in das dunkle Gebiet der der Sprache vorausgehenden Existenz des Menschen führen die unter der Ueberschrift »Ursprung der Lautsprache« von Delbrück mitgetheilten Ueberlegungen (S. 70 ff.). Hier handelt

es sich nicht mehr um die Frage, welche Bestandtheile der wirklichen Sprache als die ursprünglichen anzusehen, sondern um die andere, aus welchen vorsprachlichen Lebensäußerungen die Sprache selbst entstanden sei. Ich freue mich zunächst mit Delbrück hinsichtlich der Würdigung der allgemeinen Affectäußerungen in ihrem Verhältniss zur Sprache einig zu sein. Dennoch gibt es einen sehr wichtigen Punkt, bei dem diese Uebereinstimmung aufhört. Das ist das Verhältniss von »Sprache und Gesang« und das damit nahe zusammenhängende Problem der Entstehung des Rhythmus. Auch hier sind es die von Jespersen in seinem oben erwähnten Werk entwickelten Gedanken, denen Delbrück, zwar mit aller hier gebotenen Vorsicht, aber doch im ganzen zustimmend gefolgt ist. Da ich mit Jespersens Werk, das auch ich um seiner mannigfachen scharfsinnigen Beobachtungen und anregenden Gedanken willen hochschätze, erst nach dem Abschluss meines Buches bekannt geworden bin, so mögen die folgenden Bemerkungen zugleich als Ergänzungen theils zu dem Capitel über die Sprachlaute (I, S. 444 ff.), theils zu den Schlussbetrachtungen über den »Ursprung der Sprache« (II, S. 584 ff.) gelten. Eine solche Ergänzung scheint mir hier um so mehr geboten, als das Beispiel Delbrücks doch wohl zeigt, dass Anschauungen, wie sie hier Jespersen zur Geltung bringt, da und dort bei den Sprachforschern immer noch auf einen fruchtbaren Boden fallen. Dass aber diese Anschauungen mehr den allgemeinen sprachphilosophischen Speculationen aus der Zeit Herders und W. von Humboldts als den Betrachtungsweisen der gegenwärtigen Psychologie und Sprachwissenschaft verwandt sind, scheint mir unverkennbar zu sein. Jespersen versäumt es zwar nicht, psychologische und sprachliche Thatsachen zu Gunsten seiner Theorie anzuführen. Doch die Hauptsache bleibt ihm, »die Entstehung der Sprache nicht auf der prosaischen, sondern auf der poeti-

schen Seite des Lebens zu suchen«, darzuthun, dass »die Quelle der Sprache nicht finsterer Ernst, sondern fröhliches Spiel und jugendliche Heiterkeit« sei[1]). Jespersen hält also seine Auffassung vor allem für die schönere, ästhetisch anmuthendere. Und in der That ist seine Theorie wesentlich nur eine Ausführung des Humboldt'schen Gedankens: »Der Mensch, der die Sprache schuf, war ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.« Der Gesang ist nach Jespersen der Sprache vorausgegangen. Er hört in der primitiven Sprache »das lachende Jubelgeschrei der Knaben und Mädchen«. Hauptsächlich in der Zeit des Liebeswerbens wurde die Sprache geboren. Die ersten Sprachäußerungen mögen »eine Art von Mittelding gewesen sein zwischen den lyrischen Tönen des Kätzchens auf dem Dache und dem melodischen Lied der Nachtigall«. Neben der Liebe sollen dann auch andere, namentlich freudige Affecte im Gesang ausgeklungen sein. Mit den Tönen verband sich aber ursprünglich nicht im geringsten die Absicht der Gedankenmittheilung, sondern der Mensch sang buchstäblich, »wie der Vogel singt«: sein Lied war reine Gefühlsäußerung und ging erst allmählich in Sprache über. Das geschah auf die oben schon erwähnte Weise. Ein Triumphgeschrei bedeutete etwa den ganzen undifferenzirten Gedanken: »der Feind ist geschlagen«. Daraus konnte durch die Differenzirung des Lautcontinuums »der Name des Mannes werden, der den Feind erschlug«. Dann konnte die Entwicklung weitergehen »durch Uebertragung des vorhandenen Lautgebildes auf ähnliche Situationen[2]), u. s. w.«.

Auf die undifferenzirten Lautcontinua, die diese Theorie als den Anfang der eigentlichen Sprache annimmt, will ich hier nicht noch einmal zurückkommen, da dieser Punkt schon oben

[1]) Progress of language, p. 357.
[2]) Jespersen, p. 362 ff.

erörtert wurde[1]). Steht sie auch mit der Hypothese, dass der Gesang früher als die Sprache und diese also aus jenem entwickelt sei, unverkennbar in nahem Zusammenhang, so ließe sich jene Annahme doch möglicher Weise auch unabhängig von der der Lautcontinua aufrecht erhalten. Nun will ich nicht leugnen, dass ein solcher Ursprung der Sprache aus dem Gesang und das reizende Bild, das sich uns hier von dem Liebeswerben und dem sonstigen fröhlichen Gefühlsleben des Urmenschen entrollt, poetisch schöner sei, als wenn wir uns vorstellen, unmelodische Schmerzenschreie, Hülfe- und Lockrufe seien die Lautäußerungen des Menschen oder der Geschöpfe, aus denen sich der Mensch entwickelt hat, in einer vorsprachlichen Zeit gewesen; und nicht aus heiterem Liebeswerben, aus von frohlockendem Jauchzen begleiteten Tänzen, sondern aus harter Arbeit und gelegentlich aus erbittertem Kampf sei der Gesang, der Tanz und mit ihnen die Ausbildung mannigfacher, den verschiedenen Gefühlslagen sich anpassender Rhythmen entsprungen. Aber darin scheint mir eben ein wesentlicher Unterschied der Aufgaben der Sprachpsychologie von denjenigen der Sprachphilosophie vergangener Zeiten zu liegen, dass jener nicht mehr die Wahl zwischen allen möglichen denkbaren Arten des Ursprungs der Sprache freisteht, bei welcher Wahl dann natürlich auch ästhetische Vorzüge entscheidend sein können, sondern dass sie ohne jede Rücksicht auf Motive der subjectiven Bevorzugung diejenige Entwicklung als die wahrscheinlichste vorzuziehen hat, die objectiv mit allen bei dieser Frage in Betracht kommenden Thatsachen am meisten übereinstimmt. Wenn daher trotzdem in den Augen so ausgezeichneter Sprachforscher wie Delbrück und Jespersen dieses ästhetische Motiv

---

[1]) Vgl. übrigens hierzu auch die sehr lesenswerthen Bemerkungen von R. Lenz in seiner Besprechung des Werkes von Jespersen, in Vietors Zeitschrift »Die neuern Sprachen«, Bd. 8 u. 9, besonders Bd. 8, S. 579, Bd. 9, S. 1 ff.

eine Rolle spielt, so scheint mir dies deutlich zu zeigen, wie in der Sprachwissenschaft gegenwärtig immer noch die Aufgaben der empirischen Sprachpsychologie mehr oder minder mit denen jener speculativen Sprachphilosophie der Romantik zusammenfließen, indem man der Anschauung huldigt, sobald es sich um psychologische Fragen handelt, sei es erlaubt sich beliebig dem heiteren Spiel phantasievoller, poetisch anmuthender Träume hinzugeben.

Betrachtet man jedoch ohne solche ästhetische Rücksichten die von Jespersen zu Gunsten seiner Hypothese beigebrachten Thatsachen, so haben sie, wie ich glaube, durchweg die Eigenschaft, dass sie theils nichts beweisen, theils — und das in den meisten Fällen — das Gegentheil wahrscheinlich machen. Vor allen Dingen gehört hierher die Kindersprache, die er hier in erster Linie herbeizieht[1]). Mit Recht betont er, dass in dieser Frage nicht die Aneignung der Sprache von Seiten des Kindes und überhaupt nicht die in die Zeit dieser Aneignung fallende Sprachentwicklung, sondern die ihr vorausgehende Bildung articulirter Laute maßgebend sei. Diese die Sprache vorbereitende Periode sei vom Standpunkte der Entwicklungstheorie aus als eine Art Wiederholung der vorsprachlichen Entwicklung des Menschen anzusehen. Die frühesten articulirten Laute des Kindes besitzen aber, wie Jespersen meint, einen musikalischen Charakter: das Kind singe, ehe es zu sprechen beginne, und die Sprache sei also eine unmittelbare Weiterentwicklung dieses primitiven Gesanges. Nun bezweifle ich nicht im mindesten, dass für uns, die wir im Besitz des musikalischen Ausdrucks sind, jeder Laut jener kindlichen Articulationen, wenn er einen Vocalbestandtheil enthält, auch einen Klangcharakter hat, da ja eben die Vocale akustisch als Klänge zu definiren sind und demnach ein musikalisch geübtes Ohr eventuell sogar die

[1]) Jespersen, p. 334 ff.

Tonhöhe eines solchen Klangs durch irgend eine Note unserer musikalischen Scala zu bezeichnen vermag. Das ist aber bei allen, sei es unarticulirten sei es halbwegs articulirten, Schreien der Thiere nicht anders. Wenn dieses Kriterium zutreffend wäre, dann würden also nicht bloß unsere Kinder, sondern die Kuh, das Schaf, der Hund, das Pferd, der Löwe u. s. w. samt und sonders singende Geschöpfe sein. Ich glaube aber doch, dass man gute Gründe hat, den Begriff des Gesanges nicht so weit auszudehnen. Nicht darum handelt es sich, ob der wahrgenommene Schall objectiv einen musikalischen Charakter besitzt, — wäre dieses Kriterium zutreffend, so würden schließlich alle überhaupt mit Stimmlauten begabten Thiere singen — sondern darauf kommt es an, ob das Geschöpf, das den Laut erzeugt, durch die Art, wie es denselben mit andern von ihm erzeugten Lauten von abweichender Tonhöhe in Verbindung bringt, musikalische Fähigkeiten verräth. Mit andern Worten: Gesang ist jede durch Stimmorgane erzeugte Lautgebung, die in harmonischen Intervallen vor sich geht. In diesem Sinne schreiben wir den Singvögeln mit Recht Gesang zu, denn wir finden in diesem Gesang, wenn auch nicht in der unsern Kunstgesang auszeichnenden Regelmäßigkeit, so doch mit zureichender Annäherung, um dem Thiere selbst ein Gefühl für dieselben zuschreiben zu dürfen, unsere Intervalle der Quinte, Quarte, Octave u. s. w.[1]) An diesem Maße gemessen besitzen dagegen was für die anthropologische Seite der Frage immerhin ins Gewicht fällt, die dem Menschen nächstverwandten Thiere, der Gorilla, Orang, Chimpanze und höchst wahrscheinlich auch der Gibbon keinen Gesang. Auch den Gibbon, der zuweilen als Gegenzeuge angerufen wird, rechne ich hierher, weil die Berichte über seine musikalischen Leistungen nur hervorheben,

[1]) Man vergleiche die von mir Völkerpsychologie I, S. 255 ff. angeführten Notenbeispiele.

dass sich die einzelnen Laute innerhalb relativ weiter Grenzen der Tonhöhe bewegen, was für viele andere Thiere, denen Niemand Gesang zuschreibt, z. B. für unsere Hunde, ebenfalls zutreffen würde. Wenn außerdem, wie Darwin berichtet, die Tonabstufungen bei einem in London beobachteten Gibbon in halben Tönen erfolgten[1]), so ist das mindestens ein sehr zweifelhaftes Zeugniss für seine musikalische Begabung. Denn sollte das bedeuten, dass der betreffende Gibbon wirklich die chromatische Tonleiter gesungen habe, so würde das beweisen, dass er den Menschen an musikalischer Begabung weit übertreffe, da dessen Gehör für die Unterscheidung der harmonischen Intervalle, Quinte, Quarte, Terz, und schließlich des Ganztons viel früher ausgebildet ist als für die des Halbtons. Da aber nichts davon berichtet wird, dass der Gibbon Quinten, Quarten und Terzen gesungen habe, so wird jene Mittheilung doch wohl nur bedeuten, dass der Beobachter, der seine Kenntniss der Intervalle auf die unharmonischen Lautgebungen des Thieres anwandte, diese gelegentlich annähernd in Halbtönen wiedergeben konnte[2]).

---

[1]) Darwin, Abstammung des Menschen, II, S. 291.

[2]) Dies scheinen auch die von Darwin in der »Abstammung des Menschen« citirten Worte des Hauptzeugen für die musikalische Begabung des Gibbon, Mr. Waterhouse, anzudeuten: »Es schien mir, als ob beim Auf- und Abgehen der Scala die Intervalle immer genau halbe Töne wären, und sicher war der höchste Ton die genaue Octave des niedrigsten.« Hier ist nicht gesagt, dass der Gibbon die ganze Tonscala auf einmal durchgesungen habe. In dem »Ausdruck der Gemüthsbewegungen« bemerkt dagegen Darwin, unter Hinweis auf die obige Stelle, der Gibbon »singe die Tonleiter in halben Tönen auf- und abwärts« (S. 88). Man darf hiernach wohl vermuthen, dass bei Darwin in Folge der allgemeinen Erinnerung an die musikalische Begabung des Gibbon die unbestimmte Angabe der ursprünglichen Mittheilung in dem spätern Werk unwillkürlich eine bestimmtere Fassung erhalten hat. In seinen »Reisebriefen aus Insulinde« (Deutsche Rundschau, September 1901, S. 381 ff.) schildert Ernst Häckel eingehend die Lebensgewohnheiten eines Gibbon (Hylobates leuciscus), den er bei seinem Aufenthalt auf Java längere Zeit als Hausgenossen beherbergte. Er erwähnt auch die Laute, die das Thier hören ließ:

Beobachtet man nun unbefangen die frühesten Lautgebungen des Kindes von dem ersten Schmerzensschrei an bis zur Aneignung der articulirten Sprache, und vergleicht man sie mit dem Gesang entschieden musikalischer Thiere, wie der Singvögel, sowie anderseits mit den Lautgebungen der ihr Leben lang auf unmusikalische Schrei- und Ruflaute beschränkten Geschöpfe, so kann, wie ich meine, die Zugehörigkeit zu dieser zweiten Gruppe für die vorsprachliche Entwicklung des Menschen nicht zweifelhaft sein. Auch in der Aneinanderreihung der unmittelbar der Aneignung der articulirten Sprache vorangehenden articulirten Laute, wie *da da da da . . .*, *ba ba ba ba . . .*, tritt in der gleichen Dauer dieser Lautwiederholungen wohl ein primitives rhythmisches Gefühl hervor. Zugleich unterscheiden sich diese Laute sehr erheblich durch die Mannigfaltigkeit der Articulationsformen von den entsprechenden Thierlauten, was man vielleicht als ein von den früheren die Sprache ausübenden Generationen überkommenes Erbe deuten darf. Aber durch musikalische Eigenschaften in dem oben definirten Sinne zeichnen sich diese vorsprachlichen Articulationen nicht im mindesten aus. Bei der ungeheuren Mehrzahl der Kinder beobachtet man vielmehr die ersten Spuren der Nachahmung der Tonintervalle vorgesungener Lieder erst erhebliche Zeit nach der ersten Aneignung von Wörtern. In der Regel werden dabei die Tonintervalle noch sehr unvollkommen nachgebildet, wie ja auch späterhin das singenlernende

---

Oa-oa, sein gewöhnlicher Laut, nach dem es von den Eingeborenen genannt wird, und *Huih-huih*, bei stärkeren Gemüthsbewegungen. Aber von den musikalischen Leistungen des Gibbon sagt er kein Wort. Bei der Liebe, mit der er bei den menschenähnlichen Eigenschaften seines »Vetters«, wie er ihn nennt, verweilt, würde Häckel schwerlich versäumt haben, auch der Gesangskünste desselben zu gedenken, wenn er solche bemerkt hätte. Nach allem dem kann ich nicht umhin, den Gesang des Gibbon für ein lehrreiches Beispiel wissenschaftlicher Legendenbildung zu halten.

Kind sich nur allmählich eine gewisse Sicherheit der Tongebung aneignet. Bloß in ganz seltenen Fällen beobachtet man als Zeichen ungewöhnlich früh sich verrathender musikalischer Begabung, dass Kinder in einer Zeit, wo ihre Articulation noch mangelhaft ist, musikalisch ziemlich sicher nachsingen können. Auch in diesen Fällen beginnt aber der Gesang, gerade so wie die Sprache, mit der Nachahmung gehörten Gesangs; und die Nachahmung von Lautarticulationen ist immer zuerst vorhanden, ehe eine solche der musikalischen Tongebung einsetzt. Hiernach scheint mir festzustehen, dass in der individuellen Entwicklung die Anfänge der Sprache dem Gesang vorausgehen, nicht nachfolgen. Will man aus der individuellen Entwicklung überhaupt auf die generelle zurückschließen, so wird daher auch für diese die von Jespersen angenommene Folge umzukehren sein: erst im Besitz der Sprache hat sich der Mensch den Sinn für musikalische Tonfolgen angeeignet; darum ist der Gesang des Menschen von Anfang an Kunstgesang, nicht Naturgesang, wie der des Singvogels.

Eine zweite Reihe von Argumenten entnimmt Jespersen der allgemeinen Entwicklung der Lautsprache [1]). Er weist zunächst darauf hin, dass im Indischen, Griechischen und Lateinischen die früher vorhandenen Tonaccente verschwunden sind, um dem dynamischen Accent Platz zu machen. Diese Thatsache scheint ihm anzudeuten, dass die Ursprache überhaupt modulationsreicher, musikalischer gewesen sei. Doch die Tonaccente lassen sich wohl ebenso gut, wenn nicht, soweit sicher bezeugte sprachliche Einflüsse in Betracht kommen, zutreffender im umgekehrten Sinne verwerthen. Sind doch bekanntlich im Französischen die dynamischen Accente des Lateinischen durch Tonmodulationen ersetzt worden; und das ähnliche wird für das Chinesische und die ebenfalls durch ihre

[1]) A. a. O., S. 338 ff.

mannigfaltigen Tonaccente ausgezeichneten indochinesischen Sprachen angenommen. Wenn nun in allen diesen Fällen die Tonaccente im Zusammenhang stehen mit den starken lautlichen Zusammenziehungen und Verkürzungen, die in jenen Sprachen eingetreten sind, so würde sich auch hier die Tonmodulation als ein späteres Stadium, das einer stärker ausgebildeten Lautarticulation erst nachgefolgt ist, ergeben.

Noch schlimmer steht es mit einem weiteren Argument Jespersens, welches sich darauf gründet, dass in den Sprachen der Naturvölker und ebenso, wie die Geschichte der Begriffe wahrscheinlich macht, ursprünglich in den Sprachen der heutigen Culturvölker, alle Ausdrücke concrete Bedeutungen besitzen und dass sich aus diesen die Abstracta erst allmählich entwickelt haben. Die Sprache verfügt, wie schon G. Curtius bemerkt hat, über eine Menge von Ausdrücken für einzelne Bäume, einzelne Thiere, ehe sie den Allgemeinbegriff Baum oder Thier bildet[1]). Die Ursprache ist also nach Jespersens Meinung anschaulicher, poetischer. Da sich aber Poesie, namentlich in den Anfängen ihrer Entwicklung, nicht ohne Gesang denken lässt, so ist die Ursprache Gesang. Nun ist es richtig, dass die Poesie concret und anschaulich erzählt oder schildert. Aber darum ist noch nicht jede concrete und anschauliche Sprechweise auch poetisch. Wenn in einer Indianersprache das Schießen nach der Scheibe und das Schießen nach lebenden Thieren mit besondern Wörtern bezeichnet wird, so sind darum diese Wörter nicht poetischer als das Wort *schießen*, ebenso wenig wie unser Wort *angeln* darum, weil es an die Angel erinnert, und also eine concrete Form des Fischfangs ausdrückt, an sich poetischer ist als *fischen*. Die angebliche Poesie primitiver Sprachen beruht daher auf jener Uebertragung unserer Anschauungen in die Seele des Naturmenschen, wie

[1]) G. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie 5, S. 97.

sie auch dem bekannten Ausspruch Jean Pauls zu Grunde liegt, die Sprache sei »ein Wörterbuch vergilbter Metaphern«. Eine Redeweise, die uns metaphorisch oder poetisch erscheint, braucht dies darum noch keineswegs für den Redenden selbst zu sein. Die primitive Sprache ist arm an Ausdrücken für allgemeine Begriffe, weil das primitive Denken solche noch nicht entwickelt hat. Aber die concreten Vorstellungen, in denen sich dieses Denken bewegt, gehören in erster Linie den Objecten der täglichen Umgebung und den dringenden Lebensbedürfnissen an, die darum, weil sie concrete Gegenstände und Thätigkeiten sind, noch lange nicht von dem Zauber der Poesie umgeben sein müssen. So kann ja allenfalls der moderne Mensch das Leben in einem Pfahldorf, wie es Fr. Th. Vischer in seiner bekannten Pfahlbaunovelle geschildert hat, voll Poesie finden. Die Menschen, die sich diese Bauten zum Schutz gegen wilde Thiere oder feindliche Stämme errichteten, haben aber schwerlich von der Poesie dieser Wohnstätten etwas empfunden.

Nicht anders verhält es sich mit der von Jespersen herbeigezogenen Analogie zwischen Sprache und Schrift[1]). Abgesehen davon, dass die Entwicklung der ursprünglichen Bilderschrift zur Lautschrift auf einem Eingreifen erfinderischer Thätigkeiten beruht, die eigentlich jede Parallele zwischen ihrer Entwicklung und derjenigen der Sprache unmöglich macht, ist eben auch die Bilderschrift deshalb, weil sie zunächst nur concrete Anschauungen zur Darstellung bringt, noch nicht poetisch. Wenn man die interessante Reihe von Documenten indianischer Bilderschriften durchmustert, die z. B. Schoolcraft in seinem großen Werke über den »rothen Menschen in Amerika« mitgetheilt hat, so wird man nur sehr wenige darunter finden, die ihrem Inhalt nach als poetische Erzeugnisse charakterisirt werden können. Weitaus die meisten, und

[1]) A. a. O., S. 360.

namentlich die ursprünglichsten sind eben aus dem Bedürfnisse der Verständigung mit andern Stämmen oder mit dem »weißen Manne«, seltener aus dem Wunsche, gewisse Thatsachen dem Gedächtnisse zu bewahren, hervorgegangen. In erster Linie sind es also Tauschvorschläge bei Handelsgeschäften, Friedensvorschläge, Verträge u. dgl., die an sich von derselben praktischen Nüchternheit sind, wie unsere Documente ähnlicher Art. Lassen sich aber, wie oben bemerkt, Bilderschrift und Anfänge der Lautsprache überhaupt nicht zu einander in Beziehung bringen, so gibt es dagegen eine andere Form von Sprache, der die Bilderschrift allerdings in gewissem Sinne verwandt ist: das ist die Geberdensprache. Die Vergleichung der Bilderschrift der Indianer mit den von Mallery gesammelten Indianergeberden zeigt deutlich, dass jene oft in directen Nachbildungen von Geberdezeichen besteht, dass aber zuweilen auch umgekehrt offenbar ein conventionell gewordenes Schriftzeichen in die Geberde übergegangen ist[1]). Nun hat am ehesten die Geberdensprache, wo sie uns noch in ihrer natürlichen Entwicklung erkennbar ist, wie z. B. in gewissen Fällen bei den Taubstummen, abgesehen von der Lautgebung, den Charakter einer Ursprache. In der That entspricht sie diesem vor allem auch darin, dass in ihr abstracte Begriffe und Wortformen nicht existiren, sondern alles was ausgedrückt wird concret und anschaulich ist. Auch die Geberdensprache ist aber darum noch durchaus nicht poetisch. Eher wird sie, da auch sie im allgemeinen nur dem dringendsten Bedürfniss nach Verständigung dient, dem poetischen Ausdruck hinderlich. Diese Analogie mit der Bilderschrift beweist also wiederum, wenn man sie auf die wirklichen Beziehungen zur Sprache zurückverfolgt, eher gegen als für den poetischen Ursprung der letzteren[2]).

---

[1]) Vgl. Völkerpsychologie, I, S. 230 ff.

[2]) Ich stimme demnach in allen wesentlichen Punkten mit den Ausführun-

Delbrück hat sich vielleicht nicht alle Argumente Jespersens zu eigen gemacht; er begnügt sich damit, dem Grundgedanken, dass der Gesang der Sprache vorausgegangen sei, und der Vermuthung, dass der früheste Gesang des Menschen, wie der des Singvogels, vornehmlich aus der Liebeswerbung seinen Ursprung genommen habe, mit der in solchen Dingen gebotenen Reserve zuzustimmen. Dagegen zieht er nach einer andern Richtung, die von Jespersen nicht näher verfolgt worden ist, weitere Folgerungen aus dieser Anschauung. Hat sich die Sprache aus einem freudige Affecte ausdrückenden Gesang entwickelt, so ist es eine naheliegende Vermuthung, dass auch die eigentlichen Kunstformen der Poesie nicht, wie es K. Bücher in seiner Schrift über »Arbeit und Rhythmus« wahrscheinlich zu machen sucht, mit den »Schlag- und Stampfrhythmen« begannen, mit denen sich der Mensch noch jetzt die gemeinsame Arbeit zu erleichtern sucht, sondern dass auch die Kunstpoesie in jenen freudigen Affecten der Liebeswerbung und der gemeinsamen Lustäußerung ihre Quelle hat. Den Tanz erklärt daher Delbrück, einen von W. Scherer in seiner Poetik ausgesprochenen Gedanken aufnehmend, für die ursprünglichste Kunstleistung. Aus den den Tanz begleitenden Aeußerungen der Freude sei der Gesang, aus dem Tanzlied seien dann die übrigen Formen der Poesie hervorgegangen (S. 88 ff.).

---

gen überein, die R. Lenz (a. a. O., S. 584 ff.) gegen die Theorie Jespersens gerichtet hat. Treffend weist derselbe namentlich, unter Heranziehung von Beispielen aus Indianersprachen, auf die Verwechslung des concreten mit dem poetischen Ausdruck und auf die Unzulässigkeit von Analogien zwischen Sprache und Schrift hin. Nur in einem Punkte, in welchem er Jespersen theilweise recht gibt, kann ich ihm aus den oben angeführten Gründen nicht beipflichten, darin nämlich, dass auch er den frühesten Lautäußerungen des Kindes einen musikalischen Charakter zuschreibt, und sich demnach der Annahme zuneigt, dass die ersten sprachlichen Aeußerungen dem Gesang ähnlich gewesen seien, wobei er zugleich auf die oben erwähnten Berichte über die musikalischen Leistungen des Gibbon verweist (a. a. O., Bd. 9, S. 3).

Nun ist es selbstverständlich, dass, wenn Büchers aus der weiten Verbreitung und der vielfach primitiven Natur der Arbeitslieder gewonnene Anschauung die richtige ist, dem Tanz diese ihm von Scherer und Delbrück zugeschriebene Bedeutung kaum zugestanden werden kann, sondern dass dann vielmehr umgekehrt als wahrscheinlich anzunehmen ist, jener habe sich erst von den an bestimmte Formen der Arbeit gebundenen rhythmischen Körperbewegungen losgelöst, indem die erleichternde, lusterregende Wirkung solcher Bewegungen zu einer freien Wiederholung derselben herausforderte. Damit würde dann von selbst auch das Arbeitslied einen andern Inhalt und zum Theil einen andern Rhythmus angenommen haben, indem es sich zum Tanzlied umgestaltete. Wenn man dagegen mit Scherer und Delbrück das Tanzlied für das primäre hält, so würden jene Arbeitsgesänge Büchers, wie Delbrück bemerkt, als Formen einer primitiven Kunstpoesie anzusehen sein, bei denen die Rhythmik und die melodische Tonfolge der Tanzlieder nachträglich auf die die Arbeit begleitenden Gesänge übertragen wurden (S. 91).

Eine absolut sichere Entscheidung, welche dieser Ansichten die richtige sei, ist natürlich unmöglich. Es kann sich nur um ein mehr oder minder von Wahrscheinlichkeit handeln. Auch könnte man ja die Wahrheit in dem Sinne in der Mitte zwischen beiden suchen, dass man dem Arbeitslied und dem Tanzlied die gleiche Ursprünglichkeit anwiese, womit dann freilich die Theorie des Ursprungs der Sprache aus dem beim Liebeswerben entwickelten Gesang nicht mehr wohl zusammen bestehen könne. Dagegen erscheint es mir auf alle Fälle keine gegen die Ursprünglichkeit des Arbeitsliedes entscheidende Instanz zu sein, wenn Delbrück ausführt, der Beweis, dass die Rhythmen der Dichtung durch die Rhythmen der Arbeit hervorgerufen würden, sei deshalb nicht erbracht, weil sich nicht

zeigen lasse, dass einer bestimmten Arbeit immer auch ein bestimmter Rhythmus entspreche. Wenn z. B. »die Bewegung der Handmühle den unverkennbaren Eindruck eines bestimmten Rhythmus hervorbrächte, so müsste man doch erwarten, dass die verschiedenen Mühlenlieder das gleiche rhythmische Ansehen hätten« (S. 91). Bei diesem Einwand ist, wie mir scheint, übersehen, dass eine bestimmte Art der Arbeit, wie z. B. das Drehen einer Handmühle, zwar zu rhythmischer Wiederholung der gleichen Bewegung herausfordert, dass sie aber bei der Bestimmung der Form des Rhythmus doch nur den einen der maßgebenden Factoren bildet, während der andere in der Individualität des seine Bewegungen rhythmisirenden Menschen liegt. Eine mit großer Kraftanstrengung verbundene Arbeit, wie das Schmieden des Eisens, wird an sich einen langsamen Rhythmus fordern, der aber immerhin noch Abstufungen und Variationen zulässt. Eine leichtere Arbeit, wie das Drehen einer Kaffeemühle, kann schnell oder langsam und gelegentlich auch in wechselndem Tempo gefördert werden, und je mehr das der Fall ist, um so mehr kommt daher in dem Rhythmus der Arbeit wie des begleitenden Gesangs mehr die Gemüthsstimmung des Singenden als ein durch die Arbeit selbst auferlegter Zwang zum Ausdruck. Es ist ja dabei zu bedenken, dass, mag man nun das Tanzlied oder das Arbeitslied für das ursprünglichere halten, die Thatsache, dass der Mensch überhaupt rhythmische Bewegungen ausführt und demnach ein Gefühl für Rhythmus und Freude am Rhythmus besitzt, weder aus dem Tanz noch aus der Arbeit, sondern, wie es Delbrück (S. 91) und wie es übrigens auch Bücher anerkennt[1]), aus der Natur des menschlichen Bewusstseins oder, wie ich es in diesem Fall lieber ausdrücken möchte, aus der gesammten psychophysischen Natur des Menschen abgeleitet werden muss.

[1]) Bücher, Arbeit und Rhythmus[2], S. 331 ff.

Hier steht aber wohl in erster Linie die Eigenschaft, dass der Mensch, ganz abgesehen von seinen seelischen Eigenschaften, ein zweibeiniges Geschöpf ist. Man braucht die Geh- und Laufbewegungen des Menschen nur zu vergleichen mit den Bewegungen, die seine vierhändigen Vettern, die Affen, ausführen, wenn sie von Ast zu Ast klettern oder auf dem Boden sich forttasten, um den zwingenden Einfluss zu begreifen, den die Organisation der Gehwerkzeuge auf die rhythmischen Bewegungen des Menschen und demnach auch aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Entwicklung seines rhythmischen Gefühls hat. Scheint doch dieser Zusammenhang auch darin zum Ausdruck zu kommen, dass, wie die experimentelle Analyse des rhythmischen Gefühls lehrt, die am deutlichsten unterscheidbaren rhythmischen Intervalle ihrem numerischen Werth nach sich innerhalb derselben Grenzen bewegen, die für den Rhythmus der normalen Gehbewegungen des Menschen gelten [1]).

Gegenüber diesen ursprünglichen Quellen des rhythmischen Gefühls ist eigentlich die Frage, von welcher Art complicirter rhythmischer Bewegungen die weitere, kunstmäßige Entwicklung des Sinnes für den Rhythmus ausgegangen sei, ob vom Tanz oder von der Arbeit, eine secundäre. Hier wird man aber natürlich das eine oder das andere für das wahrscheinlichere halten, je nachdem man entweder die Lust und den freudigen Genuss oder aber umgekehrt die Noth des Lebens und den Zwang der Bedürfnissbefriedigung für das ursprünglichere hält. Gewiss ist das erstere wiederum das poetisch schönere. Es ist anmuthender, sich den Urmenschen in ungetrübtem paradiesischem Lebensgenusse zu denken, als im Zustand des mühseligen Kampfes um die Existenz. Aber ich glaube, dass auch hier das poetisch schönere nicht das wahrscheinlichere ist. Entscheidend scheint mir, abgesehen von anderweitigen, nicht

[1]) Vgl. meine Grundzüge der physiol. Psychologie 4, II, S. 415 ff.

direct mit der vorliegenden Frage zusammenhängenden Gründen, die Natur des Tanzes einerseits und der Arbeit anderseits zu sein. Dass die Arbeit, vornehmlich auch die gemeinsame Arbeit, bei der Einer auf die Hülfe des Andern angewiesen ist, und wo daher die sich Vereinigenden zu gleichen Zeiten, das heißt eben im gleichen Rhythmus, ihre Kräfte anstrengen müssen, in die frühesten Anfänge der menschlichen Existenz, bis in jenes Hordendasein zurückreicht, in welchem wir wohl auch die Anfänge der Sprache und vielleicht bald nach ihnen die des rhythmischen Gesanges zu suchen haben, dafür spricht manches; und ich wüsste kaum, dass sich gegen diese Annahme etwas Erhebliches einwenden ließe. Steht aber auch der Ursprünglichkeit des Tanzes als einer reinen oder einer nebenbei mit dem Zweck der Liebeswerbung verbundenen Aeußerung freudiger Affecte die gleiche Wahrscheinlichkeit zur Seite? Ich glaube nicht, dass sich diese Frage bejahen lässt. Denn wie wir auf die muthmaßlichen Anfänge der Sprache nur aus den uns thatsächlich gegebenen Entwicklungen derselben zurückschließen können, so ist es doch auch bei einer Sitte wie der des Tanzes nicht anders. Nun wissen wir freilich von der ältesten Geschichte des Tanzes sehr wenig. Aber was wir darüber wissen, das scheint es mir wahrscheinlich zu machen, dass, wenn auch unter den Culturvölkern seit langer Zeit, und selbst bei den sogenannten »Naturvölkern« wenigstens theilweise der Tanz ganz und gar zu einer Aeußerungsform des geselligen Vergnügens geworden ist, dies doch nur als das Ergebniss einer Entwicklung, nicht als das ursprüngliche Wesen dieser Sitte angesehen werden kann. Zu den frühesten Formen, in denen uns der Tanz in der ältesten Geschichte der Cultur begegnet, gehören meines Wissens der Tanz als Cultushandlung und der Kriegertanz — beides die Formen des Tanzes, die noch heute bei Indianer- und Negerstämmen, wo sie

von fremden Einflüssen relativ unberührt geblieben sind, eine wichtige Rolle spielen [1]). Wo der Tanz den religiösen Cultus begleitet, da besteht er zuweilen in der Nachahmung von Handlungen, die den Göttern selbst zugeschrieben werden, oder in der rhythmisch abgemessenen Ausführung von Opferhandlungen oder endlich bloß in der lebhaften Aeußerung religiöser Ekstase. Der Kriegertanz aber ist durchweg eine spielende Nachbildung wirklicher kriegerischer Handlungen, wobei diese ebenfalls rhythmische Formen annehmen, die dann das Kampfspiel zu einem ästhetischen Genuss für den Kämpfenden selbst wie für den Zuschauer machen. Wenn ich Delbrücks Fiction von dem in England reisenden Sanskrit-Missionar in einer sinngemäß umgeänderten Form auf diesen Fall übertragen darf, so würde vielleicht ein von unserer Cultur noch völlig unberührt gebliebener Indianerhäuptling, der Europa bereiste, als eins seiner interessantesten Erlebnisse berichten, dass der Tanz bei diesen merkwürdigen Völkern nur als ein Ausdruck völlig zweckloser Freude vorkomme. In der That, der Fehler dieser Theorie liegt, wie ich glaube, darin, dass sie die Bedeutung, die die Sitte heute für uns hat, ohne weiteres oder höchstens in einer bloß intensiv gesteigerten Form für ihre ursprüngliche ansieht. Wie aber der Bedeutungswandel der Wörter wesentlich darin zu bestehen pflegt, dass ein Wort nicht bloß einen gesteigerten oder verminderten, sondern einen qualitativ abweichenden Begriffsinhalt gewinnt, so ist es auch mit dem Bedeutungswandel der Sitten nicht anders. Speciell der Tanz als reine Aeußerung freudiger Affecte ist eine Form des Spiels. Das Spiel aber ist in den meisten seiner Formen Nachahmung ernster Arbeit. Auch der Cultus der Götter und der Kampf, das »Waffenhandwerk«, wie wir noch heute beziehungsvoll sagen,

---

[1]) Ratzel, Völkerkunde [2], I, S. 465. Waitz, Anthropol. der Naturvölker, II, S. 193.

gehören in das Gebiet dieser pflichtmäßigen Arbeit im weitesten Sinne. Darum ist das Spiel aus der Arbeit, nicht umgekehrt die Arbeit aus dem Spiel hervorgegangen, — oder man muss wenigstens die Culturgeschichte auf den Kopf stellen, wenn man das letztere behaupten will. Das thun in der That zu ihrem Theil alle die Theorien, welche die Sprache aus dem Gesang, die Poesie aus dem fröhlichen Tanz ableiten wollen. Denn sie sind schließlich nichts anderes als moderne Wiederholungen des Mythus vom goldenen Zeitalter, dieser alten poetischen Umkehrung der wirklichen Geschichte.

Ich kann diese kritischen Erörterungen zu einzelnen der Ausführungen Delbrücks über die »Grundfragen der Sprachforschung« nicht schließen, ohne nochmals hervorzuheben, dass man nach diesen Gegenbemerkungen nicht den Werth abmessen darf, den ich selbst dieser neuesten Schrift des hochgeschätzten Sprachforschers, dessen früheren Arbeiten ich so manche Belehrung verdanke, beilege, nicht bloß, weil ich in ihr neben den Differenzpunkten, die hier allein Ausdruck gefunden haben, in vielen anderen einer erfreulichen Uebereinstimmung der allgemeinen Anschauungen begegnet bin und manche willkommene Belehrung im Einzelnen gewonnen habe, sondern vielleicht mehr noch, weil ich dieses Buch selbst als ein Zeugniss dafür ansehen darf, dass sich Sprachgeschichte und Sprachpsychologie der Nothwendigkeit hülfreicher Wechselwirkung mehr und mehr bewusst werden. In dem Rückblick, mit dem er seine Schrift abschließt, bemerkt Delbrück, meine Behandlung der Probleme habe in ihm »und hoffentlich auch in dem Leser den erfreulichen Eindruck zurückgelassen, dass die vergleichende Sprachforschung in der Prüfung vor einem sachkundigen und unparteiischen Richter nicht schlecht bestanden habe« (S. 175). Ich hoffe auch umgekehrt sagen zu

dürfen: selbst wer den Einwänden Delbrücks gegen einzelne meiner Ausführungen in weiterem Umfange zustimmen sollte, als ich selbst es für berechtigt halte, der würde trotzdem vielleicht aus seiner Darstellung den Eindruck empfangen, dass auch die Psychologie vor dem Richterstuhl eines sachkundigen und unparteiischen Sprachforschers nicht ganz schlecht bestanden hat, und dass, wo das heute Gebotene noch Mängel haben sollte, der sicherste Weg, diese Mängel zu tilgen, darin bestehen wird, dass die Sprachwissenschaft selbst sich der Sprachpsychologie als eines ihr von Rechtswegen zukommenden Gebietes annimmt. Denn je mehr es geschieht, dass die Eigenschaften des Sprachhistorikers und des Sprachpsychologen in einer Person sich vereinigen, um so näher werden wir auch dem Ziele kommen, wo die Sprachpsychologie als eine ebenbürtige und unentbehrliche Genossin der Sprachgeschichte anerkannt sein wird.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

